

## Einleitung.

### Die Kostümgestaltung der Römer bis zur Zeit Constantins des Grossen.<sup>1</sup>

Mit der Erhebung des *Octavian* zur Alleinherrschaft hatten die Römer sich das Zeugniß der Unfähigkeit, sich noch fernerhin selbst zu beherrschen gegeben. In der schmeichlerischen Dienstwilligkeit, mit der sie sich bald dem Einen fügten, ward die von ihnen bis dahin mit innerstem Stolze behauptete republikanische Gleichberechtigung Aller gebrochen. Woran noch ein *Cäsar* gescheitert war, das hatte nunmehr *Octavian* vermocht; also war in nicht langer Frist auch der letzte Rest echten römischen Sinnes aus dem Volke gewichen.

Die ersten Ansätze zu einer derartig gesteigerten Schwäche mögen allerdings schon in sehr früher Zeit bei den Römern begonnen haben. Schon mit dem Heraustreten aus ihren engeren Grenzen, mit der um das Jahr 264 vor Chr. vollendeten Eroberung von ganz Italien, sodann aber seit dem Verlaufe der punischen Kriege (von 264 bis 146 vor Chr.) war durch den Einfluss ausheimischer Bräuche die ihnen urthümlich eigene Sitteneinfalt nicht unmerklich erschüttert worden. Ja bereits nach Beendigung des zweiten punischen Krieges (von 218 bis 202 vor Chr.) und

<sup>1</sup> Das Zunächstfolgende ist als ein zusammengedrängter Auszug und eine theilweise Ergänzung des „vierten Kapitels“ der „zweiten Abtheilung“ meiner „Kostümkunde. Handbuch der Geschichte der Tracht, des Baues und des Geräthes der Völker des Alterthums.“ M. 1945 Abbildgn. Stuttgart 1860. II. S. 925 ff. zu betrachten. Hinsichtlich der weiteren Ausführung sind zu vergl. Ch. Meiners. Geschichte des Verfalles der Sitten, der Wissenschaften und Sprache der Römer in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt. Wien und Leipzg. 1791; ferner die betreffenden Kapitel bei E. Gibbon. The history of the decline and fall of the roman empire. Lond. 1777 bis 1788. (Aus dem Englischen übers. etc. von F. Aug. Wilh. Wenck (u. And.) Neue Auflage. Leipzig 1805 ff.; J. C. F. Manso. Leben Constantins des Grossen. Breslau 1817; J. Burekhardt. Die Zeit Constantins des Grossen. Basel 1853. Noch and. s. im Verfolg des Textes.

den darauffolgenden makedonischen Siegen (168 vor Chr.) und noch mehr nach den ersten Kämpfen in Syrien (190 vor Chr.) hatte der Einfluss dieser östlichen Völker auf die Römer einen Umfang gewonnen, dass schon die strenger Gesinnten unter ihnen diesem Uebel zu wehren suchten. Von jetzt an indess blieb auch alles weitere Bemühen, demgegenüber das ältere Römerthum in seiner Reinheit aufrecht zu erhalten, vergebens; vielmehr verlor es sich fortan und zwar fast gleichmässig wie sich das römische Schwert noch weiter und weiter, zunächst bis um 187 vor Chr. über Griechenland und Kleinasien, ausdehnte und ferner die westlichsten Länder, Spanien und Gallien (von 58 bis 51 vor Chr.), dann selbst den Norden Afrika's unterwarf, mehr und mehr in einem wirren Gemisch der nun den Römern von den so verschiedenen Nationen in Cultus, Sitte, Lebensweise und allem, was deren Handel und Industrie gewährte, dargebotenen mannigfachen Bezüge. —

Auf diesem Wege war das römische Volk beträchtlich weit vorgeschritten, als *Cäsar* erschien. Jedoch so eifrig sich auch dieser bemühte, jenem bedrohlichen Zustand entgegen zu wirken, gelang es nun doch auch ihm nicht mehr, den bereits allgemeinen Zug des Verfalles irgend wie aufzuheben. Kaum waren die Bande durch *Cäsars* Ermordung gesprengt und damit die Losung zum Bürgerkriege gegeben, als sich sofort die bis dahin ja überhaupt einzig durch Strenge zurückgehaltenen Schäden nur um so schroffer und greller Geltung verschafften. In dem verheerenden Bürgerkriege sodann, befördert durch den damit innig verbundenen Umstand der Unsicherheit des Besitzes und dessen Genusses und einer zunehmenden Leichtigkeit durch Betrug und Spekulation grosse Reichthümer zu erwerben, wich denn schliesslich auch bald jedes edlere Gefühl, ja jede höhere Empfindung für Recht und Pflicht einem völlig geistesarmen Bestreben, die innere Leere durch äusserliche Genüsse, durch Schwelgerei und Prachtaufwand auszufüllen.

Aus solcher Zerrüttung erklärt es sich nun allerdings, wie das Römerthum jetzt im bangen Gefühl nahender Schwäche und innerer Haltlosigkeit vor allem in *Octavian* eine Stütze erkannte und sich alsbald diesem in Dienstwilligkeit unterwarf. Im Uebrigen hatte es sich auch durchaus nicht getäuscht, denn bei der tieferen Erkenntniss des eben Genannten von seiner Aufgabe bei der Lage des Reichs gelang es ihm in der That, den weiteren Verfall doch mindestens auf längere Zeit aufzuhalten. Ja während seiner auch auf die Förderung der Kunst und eines feineren An-

stands gerichteten Herrschaft schien sich sogar das schon morsche und alternde Rom noch einmal zu neuem Leben aufrufen zu wollen. Natürlich konnte dabei von einer Erneuerung der alten Sitte nun nicht mehr die Rede sein. Indess wenn auch der einmal in allen Schichten bereits tiefwurzelnde Hang nach leeren Gefüssen und die nicht minder in alle Klassen des Volks eingedrungene herzlose Entsittlichung keiner wahren Verbesserung mehr fähig war, wurde dem allen jetzt doch wenigstens durch den Schein eines höheren, künstlerischen Interesses immerhin eine festere Schranke gezogen.

Diese im Verhältniss zu der Epoche der endlichen Auflösung der freien Verfassung für die Römer gleichwohl glückliche Zeit wurde jedoch durch die nach dem Tod des Augustus den Thron einnehmenden menschlichen Ungeheuer (zunächst von 14 bis 96 nach Chr.) nur allzubald in einer Art unterbrochen, die alle Laster von neuem heraufbeschwor. Dem gegenüber hatten nunmehr auch die wenigen, dazwischen auftretenden Kaiser von edler Gesinnung, als *Vespasianus* (69—79) und *Titus* (79—81) nichts Weiteres vermocht, also dass abermals alle niederen Gelüste, verbunden mit dem Aufgeben der aber an sich längst durch griechische und asiatische Culte vielfach zerrütteten heimischen Götterverehrung durchaus offen und schamlos zu Tage traten. Wenn es dann hiernach einer zahlreicheren Folge tüchtiger Imperatoren — derjenigen von *Nerva* bis auf *Severus* (vom Jahre 96 bis 180 nach Chr.) — wirklich gelang, solcher Verkommenheit kräftiger zu begegnen, blieb diese doch nichtsdestoweniger im Marke des Volks; sie dann zeigte sich vielmehr nur noch um so heftiger, als nach dem Tode des *Marcus Aurelius* der elende *Commodus* die Herrschaft ergriff. Von nun an, genährt durch den von diesem Elenden auf seine Nachfolger verpflanzten „Kaiserwahnsinn,“ wurden allmählig jegliche Bande gelöst; und während sich fortan das römische Volk im Innern sittlich und politisch aufreibt, wird es nicht minder von Aussen nach allen Seiten von Germanen und Sarmaten bedroht, somit beständig an seine Endschaft erinnert.

Um bei solcher Bewandniss den immerhin gewaltigen Staatskoloss vor dem Sturz zu bewahren, dazu gehörte wohl nächst der tiefsten Erkenntniss seiner inneren Schäden zugleich auch die höchste, mit freier Entsagung gerüstete Willenskraft. Beides traf zusammen in *Diocletian*, indem er sich über die endlosen Wirren erhob. Ja er vermochte auch jetzt noch mit starker Hand, obschon nicht ohne Aufgeben alleiniger Herrschaft, sondern durch die

Ernennung von Mitregenten und eine Theilung des Reiches unter dieselben,<sup>1</sup> dem römischen Namen wieder Gewicht zu verleihen. Indess um die Ehre der alten Roma selbst war es dabei unwiederbringlich geschehen. Nunmehr galt es bereits die Reichsgrenzen zu sichern, und so wurde die Stadt, da *Diocletian* die Residenzen dem entsprechend verlegte,<sup>2</sup> für lange Dauer ihres Hofes beraubt.

Was sie dadurch an ihrer Bedeutung einbüßte, das war sie wohl kaum mehr fähig sofort zu ermessen. Sie nämlich hatte ja schon seit geraumer Zeit unter ihren überreichen Vornehmen einen so übermässigen Aufwand entfaltet, dass sie die Abwesenheit des höfischen Prunkes, obschon denselben der Kaiser ganz nach dem Muster des orientalischen Kaiserpompes umschuf, nicht einmal äusserlich zu empfinden vermochte. Auch wurden eben durch jenen privatlichen Luxus hier so enorme Summen in Umlauf gebracht, dass also auch selbst wohl der durch jene Entfernung etwa veranlasste finanzielle Ausfall für sie nicht allzuviel zu bedeuten hatte. Immerhin aber, und dies war der tiefere Verlust, blieb seitdem Rom nur höchstens noch traditionell der Haupt- und Mittelpunkt des gewaltigen Reiches, während es dadurch aber in der That zu einer Stadt zweiten Ranges gestempelt ward: ein Verhältniss, das sich auch bald genug zeigte. —

So machtvoll nun auch die Thatkraft *Diocletians* das morsche Reich abermals in sich zusammenfasste, sollte bei dessen völliger Zerrüttung im Innern dennoch sogar er selbst die schnelle Vernichtung seines bewunderungswürdigen Werkes erleben. Er hatte den Staat eben nur politisch gebunden, während dieser doch an weit tieferen Schäden krankte, die einer höheren Erlösung bedurften. Zwar handelte es sich auch bei den nun diese Vernichtung vollziehenden Kämpfen der einzelnen Kaisersöhne (seit dem Jahre 306 n. Chr), und so insbesondere bei dem hartnäckigen Kriege zwischen *Constantin* und *Maxentius* zunächst, sofern sie ja einzig um die Obermacht stritten, gleichfalls nur um rein politische Interessen, indess aber bald auch um den geistigen Sieg jener bereits seit Jahrhunderten unter dem Druck lebendig fortgewirkten christlichen Lehre. Und gerade in diesem Siege lag nunmehr allein der mögliche Angelpunkt einer Wiedergeburt der in sich zerfallenen absterbenden römischen Welt. Jedoch gleich

<sup>1</sup> Gallien, Spanien, Britannien erhielt *Constantius*; die Donauländer und Griechenland der Dacier *Galerius*; Italien, Afrika der Dalmatiner *Maximian*; Thracien, Asien, Aegypten behielt sich *Diocletian* selbst vor. —

<sup>2</sup> *Diocletian* wählte *Nicomeden* in Bithynien; *Maximian* Mailand; *Constantius* zunächst Trier, später York.

wie es dem Constantin auch wirklich nur in eben dieser Erkenntniss gelungen war, das römische Reich unter seinem Scepter von Neuem zu einem Ganzen zusammen zu raffen, musste fortan auch das römische Wesen allmählig eine sich immer mehr und mehr von der ihm volksthümlich eigenen Tradition entfernende Um- und Neugestaltung erfahren. — Was *Diocletian* und vor diesem schon *Hadrian* bezüglich der inneren und äusseren Staatsverwaltung, des üppigen Pompes und Ceremoniells des Hofes, der Heeresordnung und sonst noch im Ganzen und Einzelnen durch mannigfache Reformen begonnen hatten,<sup>1</sup> ward jetzt durch *Constantin* durchgreifend geregelt und mit nachhaltigem Erfolge festgestellt. Sofern dann aber auch er seine Residenz, gleich seinen Vorgängern, ausserhalb Rom aufschlug und zwar dafür, auch mit aus strategischer Rücksicht, das auf der Scheide von Asien und Europa gelegene *Byzanz* — „Constantinopel“ — bestimmte, und so nun von hier aus auch alle weiteren Bezüge für die ferneren Provinzen maassgebend wurden, gewann in ihnen und ganz besonders in Rom der sich in dem auch „*Neu-Rom*“ genannten Hauptsitz in jeglicher Form und Weise des Lebens immer entschiedener verbreitende *Orientalismus* schliesslich die vollste Anerkennung und Herrschaft.

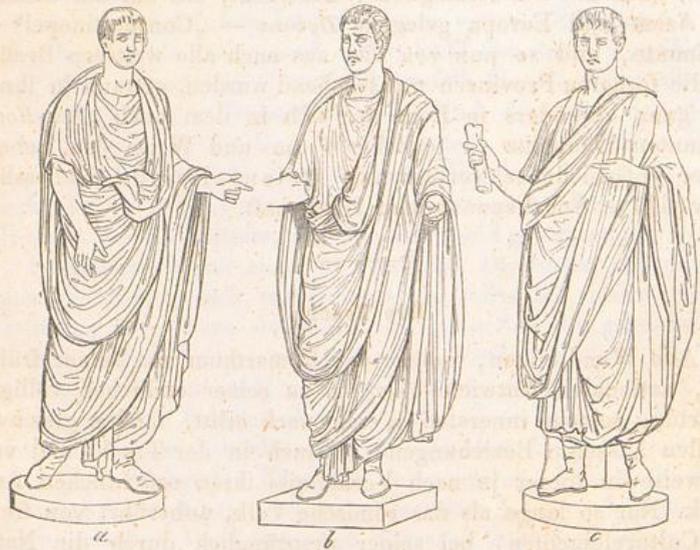
#### Die Tracht.

Alle Wandlungen, welche das Römerthum von seiner frühesten, nationalen Entwicklung bis zu seiner endlichen völligen Entartung seinem innersten Wesen nach erlitt, fanden gleichwie in allen äusseren Beziehungen, so auch in der Tracht und vorzugsweise in dieser je nach Verhältniss ihren ersichtlichen Ausdruck. Nur so lange als das römische Volk, unberührt von fremden Culturelementen, bei seiner ursprünglich durch die Natur seines Landes beförderten, nüchternen Sitteneinfalt beharrte, begnügte es sich mit jener nur einfachen Kleidung, wie solche bei übrigens abgehärtetem Körper überhaupt nur das Schutzbedürfniss gebietet. Demnach beschränkte sie sich in ältester Zeit, sicher nur wenig verschieden von der Bekleidung anderer Völker in so früher Epoche, auf eine dem Zwecke mehr oder minder geschickt angepasste Benutzung der rohen Produkte einerseits ihrer nicht unbeträchtlichen Heerden, also der Felle und der thierischen

<sup>1</sup> Vergl. bes. J. Burckhardt. Die Zeit Constantins des Grossen. S. 52 ff.; S. 59.

Wolle, anderseits, doch erst in noch weiterem Verfolg, der Erzeugnisse ihres Ackerbetriebes, vermuthlich zunächst des Hanfes und dann auch des Flachses. Hiernach bestand sie, doch kaum vor Verwendung des Hanfes, und zwar für beide Geschlechter hauptsächlich nur aus einem mässig langen Untergewande in Form eines ermellosen Hemdes zum Anziehen und einem Mantel von beträchtlicher Weite und von einer wohl schon jetzt durch das Klima von Latium mitbedingten, nationalen Gestaltung.<sup>1</sup> Zudem höchst wahrscheinlich blieb während dieser Frühzeit das Unterziehhemd — die „*Tunica*“ — und der Mantel vorherrschend den Weibern, den Männern dagegen vornämlich ausschliesslich der Mantel — die „*Toga*“ — gemeinhin

Fig. 1.



gebräuchlich. Ueberhaupt aber bedeckte dieser stoffreiche Umwurf, welcher noch später bei strenger gesinnten Römern das einzige Kleidungsstück derselben ausmachte, ganz dem römischen Anstandsgefühl gemäss, den Körper vom Hals bis zu den Füßen vollständig. In dieser Verwendung erfuhr er dann allerdings,

<sup>1</sup> S. das Nähere über dieses Gewand, die altnationale Toga der Römer, in H. Weiss. Kostümkunde. Handbuch der Geschichte der Tracht u. s. w. II. S. 942 ff u. a. v. O., wo neben der (auch bildlich gegebenen) Darstellung der Konstruktion, der Weise des Umwurfs u. s. f., sich die weiteren Belege für die hier ausgesprochene Ansicht finden.

nachdem eine allgemeine Verweichlichung auch bei den Männern die *Tunica* eingeführt hatte, doch ohne seine Grundgestalt zu verändern, namentlich in Hinsicht der Feinheit des Stoffs und

Fig. 2.



der Anordnung der einzelnen Faltenmassen eine der nunmehr bereits entarteten Sitte durchaus entsprechende, elegantere Behandlung. (Fig. 1 a-c). — Ausser diesen an sich einfachen Gewändern, der „*Tunica*“ und der „*Toga*“, benutzten die Römer während der hier in Rede stehenden Epoche höchstens nur noch eine zwiefache Fussbekleidung (Fig. 2). Sie bestand theils in Sandalen mit Bindebändern, theils, und so wesentlich als zur *Toga* gehörig, mithin auch hauptsächlich

nur von den Männern getragen, in dem „*Calceus*“, einer Art kurzer Socken, welche mit einem Bande befestigt wurden (Fig. 2 b). — Von einer Kopfbedeckung war kaum schon die Rede, wenn sich solcher nicht etwa verheirathete Frauen, vielleicht als ein Zeichen ihres ehelichen Standes, in Form eines einfachen Schleiertuches bedienten.

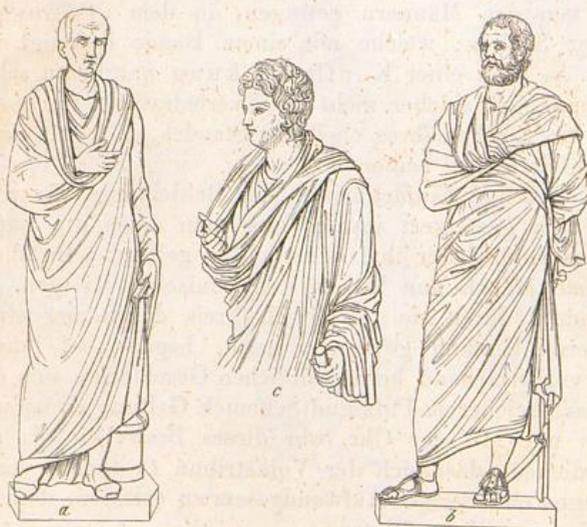
Eine derartige Einfachheit in der Bekleidung, die überdies noch dadurch gesteigert ward, dass man dabei die natürliche Weisse des Stoffs jeder ihm künstlich zu gebenden Buntheit vorzog, währte jedoch nur bis zu den punischen Kriegen. Schon bald nachdem durch sie der Gesichtskreis der Römer einen beträchtlicheren Umfang gewonnen hatte, begann bei ihnen und zunächst vorherrschend beim weiblichen Geschlechte sich das Bestreben nach reichem Putz und Schmuck Geltung zu verschaffen. Ja bereits um 215 vor Chr. war dieses Bestreben bis zu dem Grade gediehen, dass sich der Volkstribun *C. Oppius* veranlasst sah, dagegen ein strenges Aufwandgesetz zu erlassen, dem alsbald ähnliche Luxusverbote folgten.

Aber seit dem Beginne dieser Kämpfe verschwand bei den Römern und nun fast in gleichem Maasse als sie sich fernerhin über den Osten ausdehnten, zugleich mit ihrer Sitteneinfalt und Strenge, auch jeder ernstere Wille der altnationalen, nur dürftig schmückenden Kleidung getreu zu verbleiben. Dabei erfuhren dann die ihnen eigenen Gewänder, jenes Ueberziehhemd und jener Umwurf, sofern die bei allen Völkern des Alterthums übliche Kleidung auf ähnlichen Grundelementen einfachster Gestaltung und Verwendung beruhte, zwar in der Grundform nur einen

geringeren Wechsel, dagegen jedoch, wie dies auch schon bei der Toga andeutungsweise hervorgehoben ward, hinsichtlich des Stoffs und der Art der Ornamentirung eine allgemeinere Umwandlung.

Was demnach zuerst den Wechsel der Form anbetriift, so trat allmählig an die Stelle der *Toga* und des dazu gehörigen alten *Calceus*, ungeachtet dies beides nur allein dem freien Römer als solchem zuständig war und er sogar vom Staate verpflichtet blieb selbst während der Reise nur diese Bekleidung zu tragen, ja ungeachtet das Volk sich im Stolze darauf selber „*Togati*“ und „*Gens togata*“ benannte, dennoch in Folge der Unterwerfung von Hellas das freilich bequemere griechische „*Himation*“ (Fig. 3 a-c). Und als *Augustus* die Zügel des Reiches ergriff war jenes

Fig. 3.



echt nationale Römergewand bereits so völlig ausser Gebrauch gekommen, dass dieser es nunmehr sogar gesetzlich versuchte, dasselbe mindestens als das Ehrenkleid der „*Repraesentatio*“ wiederum zur Geltung zu bringen. Nächst dem aber waren im Verlaufe der Zeit gleichfalls noch andere bei den östlichen Völkern allgemein übliche leichtere Schultermäntel, wozu die „*Chlamys*“ und die „*Lacerna*“ gehörte, unter den vornehmen Römern *Mode* geworden; und ebenso hatte bis zu dieser Epoche die männliche *Tunica* nicht sowohl in ihrer Weite, als auch darin eine Aenderung er-

fahren, dass man sie meist entweder mit Schulterermeln oder wohl gar mit längeren Ärmeln versah; auch trug man schon mehrere Tuniken übereinander. — Noch grösser war der Wechsel in der Bekleidung unter den römischen Weibern zu Tage getreten, wobei nun hauptsächlich der Stoff die Hauptrolle spielte.

In Anbetracht dieses letzteren, stofflichen Wechsels, hatten darauf vor allen die siegreichen Kämpfe in Asien den bedeutsamsten Einfluss geübt. Durch sie war den Römern allmählig der ganze Schatz der von den Asiaten seit unbestimmbarer Zeit zu äusserster Pracht entfalteteten Kunstindustrie in unbeschränktem Masse dargeboten; dazu in Folge des mithridatischen Krieges und endlich durch die um 31 vor Chr. abgeschlossene Unterwerfung Aegyptens auch noch der ostindische Handel mit seinen Schätzen in einem gleichen Umfange geöffnet worden. Demnach

Fig. 4.



hatte man die für die heimische Bekleidung althergebrachten thierischen Wollenstoffe, und wie gesagt, vornämlich das weibliche Geschlecht, theils mit den aus Aegypten bezogenen Linnen oder mit den auch von Indien herübergeführten feinsten Baumwollengeweben, andernteils wohl selbst mit den von den Inseln Kos und Amorgos für ausserordentliche Summen gelieferten, übel berüchtigten Florgespinnsten vertauscht (Fig. 4). Ueberdies waren die ferner durch jenen Handel nach Rom hin verbreiteten persisch-indischen Tücher, desgleichen seidene

Zeuge und — abzusehen von der farbigen Buntheit, welche die Mehrzahl dieser Artikel im Gegensatz zu der Weisse der volksthümlich römischen Gewänder besass — die Fülle kostbarer indischer Edelsteine, daneben vor allem die denn auch zu meist hochgeschätzten indischen Perlen der Prunksucht zu Gute gekommen. Am längsten behielt man den heimischen, gröberen Stoff für das Männergewand, die „Toga“, bei, doch musste auch dieser noch während der Republik jener zarten animalischen Wolle weichen, die man nun meist von *Milet* und von *Samos* bezog; nur

in der Farbe erlitt dies Gewand, wie es scheint, keinen eigentlich durchgreifenden Wechsel (vergl. S. 7).

In rascher Zunahme des dadurch bereits auf die Höhe äusserster Verschwendung getriebenen Luxus, gesellte sich zu dem allen noch der Prunk mit goldenen oder mit goldenen Fäden durchwirkten, sogenannten attalischen Prachtgewändern und mit an Kostbarkeit jedweden anderen Stoff weit überbietenden echten purpurnen Kleidern. Auch hatte nun solcher Aufwand und zwar insbesondere der letztere schon gegen das Ende der Republik einen derartig bedenklichen Umfang gewonnen, dass es dann *Caesar* unerlässlich erschien, ihn durch ein detaillirtes Gesetz zu beschränken. Jedoch war jetztmehr die Neigung dazu schon so gross, dass sie kein Verbot mehr aufzuhalten vermochte, wie sich denn auch fortan fast alle späteren kaiser mit ähnlichen Aufwandsgesetzen vergeblich bemühten. —

Auf diesen Punkt des Aufgebens der heimischen Kleidung zu Gunsten der fremden, von fernher bezogenen Gewänder waren die Römer unter dem ihre Sitte zersetzenden Einfluss des bereits an und für sich asiatisirten Hellenismus gelangt, als mit *Augustus* die Kaiserherrschaft begann. Obschon sich nun dieser, wie wenigstens aus der berührten Verordnung desselben über die römische Toga im Allgemeinen hervorzugehen scheint (S. 8), die Wiederaufnahme der altnationalen Tracht, wenn gleichwohl nur äusserlich, angelegen sein liess, blieb dies jedoch ohne irgend nachhaltigen Erfolg. Er selbst war schon so sehr ein Kind seiner Zeit, dass er sich nicht mehr mit einer Tunik begnügte, ja sogar häufig vier Untergewänder trug. Alles was er somit durch solches Bemühen denn wohl in der That noch zu erreichen vermochte, vielleicht indem er den Stolz der Römer wach rief, dürfte sich (und zwar hauptsächlich auch nur für die Männer) auf eine einstweilen noch mehr nach griechischem Muster als nach asiatischem Vorbild bemessene Pracht und eine doch höchstens nur conventiönelle Verwendung jenes echt römischen Mantels eingeschränkt haben. Im Uebrigen hatte bereits längst vor dieser Zeit die Eitelkeit und ein-stutzerhaftes Gebaren selbst über ernstere Männer so völlig gesiegt, dass Einzelne, wie z. B. der Redner *Hortensius*, täglich mehrere Stunden zur Fältelung ihrer weitbauschigen Toga am Spiegel zubrachten; und heisst es sogar von diesem Redner ausdrücklich, dass, als ihm einst Jemand mitten im Volksgedränge unvorsichtig die zierlichen Falten verschob, er diesen solcher Verletzung wegen verklagte. — Auch war bei den Männern noch während der Republik ein Aufwand mit Ringen in beträchtlicher

Zahl, die zierlichste Anordnung des Haares und Bartes und eine oft überaus kostbare Fussbekleidung zur allgemein vornehmen Mode geworden.

Dagegen hatte nun aber unter den Weibern der reichen und vornehmen Stände der Prachtaufwand in seltenen Stoffen und kostbaren Schmuckgegenständen auch schon bis zu dieser Epoche einen kaum mehr zu überbietenden Grad des Luxus erreicht. Blieben dann gleichwohl auch sie, entsprechend den Männern, zunächst noch mehr den griechischen Moden geneigt, lag dieses wesentlich darin, dass eben jene, soweit es das weibliche Geschlecht anbetraf, bereits zu hohem Prunke gesteigert waren.<sup>1</sup> Doch traten dazu auch noch bei den römischen Weibern in durch-

Fig. 5.



aus gleichem Verhältniss, in welchem sich bei ihnen mit zunehmender Emancipation allmählich jedes Gefühl der Scham verlor, die feilsten und niedrigsten Künste der Coquetterie und die des weitesten Toilettengeheimniss. Wie sie demnach oft unermessliche Summen für reich mit Edelsteinen besetzten Schmuck, für Ohrgehänge, Halsketten und Diademe, für Armgeschmeide, Gürtel und vorzugsweise für echte indische Perlen verschleuderten, verschwendeten sie nicht minder in Untergewändern von schleppender Länge und kostbarer Ausstattung durch langen Falbel und überreiche Bordüren, in feinsten (häufig gemusterten) Umwurfkleidern, in wallenden Schleiern von gazeartigem Gewebe, in reizvollem Bindeschuhwerk und dergl. mehr (vergl. Fig. 5). Zur Wiederbelebung ihrer geschwundenen Reize bedienten sie sich der mannigfaltigsten Schminken und anderer, zum Theil selbst Ekel erregender Mittel; ebenso für die

Verschönerung der Gestalt zahlreich Binden und Polster, und, zum Ersatz des bereits schwachen oder gar mangelnden Haars, theils einzelner Flechten, theils künstlich beschaffter Perücken, wozu man nunmehr das dazu nöthige Haarwerk, aus Modethorheit, selbst von den Germanen bezog. Hierbei bildete dann wesentlich auch der Wechsel in der Anordnung ein

<sup>1</sup> S. das Nähere darüber bei H. Weiss. Kostümkunde. II. S. 717 ff.

Hauptgegenstand ihrer Putzsucht, so dass sie darin fast täglich zu neuen Gestalten und häufig zu den verwunderlichsten, völlig dem Rococo ähnlichen Formen gelangten. —

Solcher also bis auf die Zeit des Augustus bereits zu dieser Höhe getriebene Aufwand war aber gleichwohl nur ein glänzendes Vorspiel zu der nun unter den folgenden Imperatoren sich mit dem steigenden Reichthum der Kapitalisten zum förmlichen Luxusschwelgen verlierenden Verschwendung. Gehörte schon gegen das Ende der Republik, um eben nur als bemittelt gelten zu können mindestens eine feste Vermögenssumme von zwei Millionen Sesterzen (nach heutigem Gelde 143,000 Thaler) — während sich jedoch auch schon in gracchischer Zeit das Vermögen des Consuls *Publius Crassus* auf 100 Millionen Sesterzen, auf nicht weniger als 7 Millionen pr. Thaler, belief —, nahm jetzt das Besitzthum der zahlreichen Geldspeculanten und zwar im

Fig. 6.



schröffsten Gegensatz gegen die Masse in einem dergestalt steigenden Maasse zu, dass Einzelne von ihnen trotz unbegrenzter Vergeudung es nicht mal vermochten sich wirklich zu ruiniren. Ein derartiger Reichthum musste dann aber wohl auch bei dem ja sonst schon völlig zerrütteten Zustand aller gesellschaftlichen

und sittlichen Bande schliesslich den letzten Rest alter Sitte vernichten: Indem man sich fortan mit ungemessenen Summen in Herstellung von Palästen, von Villen und Gärten und namentlich in Beschaffung von üppigen Gastmalen immer mehr der Verweichlichung hingab, nahm man gleichmässig, ganz diesem Leben entsprechend, auch mehr und mehr echt asiatische Bekleidung an. Von den römischen Weibern war dies allerdings, da sie, wie gesagt, seit lange die reicheren Gewänder der griechischen Frauen auf sich übertragen hatten, die letzteren indess schon seit Alexander dem Grossen vorherrschend dem Muster der Orientalinnen folgten, bereits, wenn so auch nur mittelbar, geschehen. Ihnen blieb es daher auch für die Folge nur noch überlassen, höchstens durch Raffinement hinsichtlich des häufigen Wechsels der seltensten Stoffe und deren Verwendung nach augenblicklicher Laune und einer Ueberladung mit kostbarem Schmuck ihren Aufwandsgelüsten Genüge zu thun (vgl. *Fig. 6 a-c*). Dabei überschritten sie nun aber auch jede Grenze von Schamhaftigkeit und Weiblichkeit überhaupt; und wenn von den

*Fig. 7.*

Trachten der asiatischen Weiber die zwar oft nur für den niederen Sinnenreiz berechneten Gewänder immerhin noch darin eine Entschuldigung beanspruchen können, dass jene Weiber als Sklavinnen ihrer Herren allein auf die Frauengemächer verwiesen sind, fanden die Römerinnen der Kaiserzeit, in welcher denn freilich „die Keuschheit mehr als ein Vorwurf, denn der Ehebruch als eine Schande galt“, durchaus keinen Anstand, sich ähnlicher lüsterner Kleider im allgemeinen Gesellschaftsverkehr zu bedienen (vergl. *Fig. 4*). — Im Ganzen indess, wie aus dem Gesagten erhellt, konnte sich nunmehr jene erwähnte Aufnahme im Grunde genommen nur noch auf die Männer erstrecken.

Von jetzt an vertauschten auch diese ihre bisher zumeist noch von mässiger Länge getragene Tunik mit einer eben durchaus nach asiatischem Vorbilde den Körper bis zu den Füßen verhüllenden, mit langen Ärmeln versehenen „*Tunica talaris*“ (*Fig 7*). Ausserdem wurde die eigentlich römische Toga, die ja über-

haupt schon der Zeit des Augustus nur noch als ein lästiges Ceremonialkleid galt (S. 8), endlich auch selbst noch dieser Bedeutung beraubt und schliesslich von jenen bereits früher erwähnten fremdländischen Mänteln — dem leichten „*Himation*“, der sogenannten „*Toga Graecanica*“, und den noch weniger beschwerlichen Schulterumhängen, wie der „*Chlamys*“ als „*Sagum*“ und „*Sagulum*“, der eleganten „*Lacerna*“ und der zwar ursprünglich nur als ein Schutzkleid benützten, dann aber auch reicher entwickelten „*Paenula*“ (Fig. 8 a-d) — gänzlich verdrängt. Natürlich dehnte sich dieser Wechsel zugleich nicht minder, wie bei den Weibern, sowohl auf den Stoff als auch auf die Färbung der Kleider und wiederum

Fig. 8.



auch auf die Fussbekleidung und auf die Anwendung seltner und kostbarer Schmuckgegenstände aus, in welchem allen es alsbald einzelne Stutzer sogar den üppigsten Frauen zuvor zu thun suchten.<sup>1</sup>

Der kräftigste Anstoss zu einer noch weiteren Verbreitung der orientalischen Kleidung unter den Männern wurde dann ferner durch das Beispiel des wüsten *Heliogabalus*, des jedem Laster fröhnenden Priesters von Emesa gegeben, nachdem derselbe 217 nach Chr. den vielfach entehrten römischen Thron einnahm. Er selbst war sich der weibischen Ueppigkeit seiner äusseren Erscheinung so sehr bewusst, dass er es dem doch schon hinlänglich asiatisirten und tief entarteten römischen Volk gegenüber nichtsdestoweniger für zweckmässig anerkannte, dasselbe, bevor

<sup>1</sup> Vergl. insbes. die Stellen bei C. Meiners. Geschichte des Verfalls der Sitten u. s. w. S. 150 ff.

er als Kaiser die Stadt betrat, durch eine bildliche Darstellung seiner Person mit solchem niederen Pompe bekannt zu machen. Auf diesem Bilde, das seinem Befehle zu Folge der Senat im Tempel der Siegesgöttin über deren Altar ausstellen musste, erschien er in seinem überreichen Ornat als Sonnenpriester und zwar in weiten und langen, flatternden, golddurchwirkten seidenen Gewändern. Den Kopf bedeckte eine hohe *Tiara* — eine goldene kegelförmige Mütze — wie solche die persischen Könige zu tragen pflegten; Hals und Arme zierten aufs Reichste mit Perlen und Edelsteinen besetzte, goldene Spangen; auch waren seine Augenbrauen geschwärzt und seine Wangen mit Roth und Weiss geschminkt (Dio LXXIX. Herodian V). —

Obschon nun der ernstere Senat und mit ihm wohl sicher noch viele aus den anderen höheren Ständen beim Anblick einer derartigen Entmännlichung das Schmäbliche ihrer eigenen Entwürdigung fühlten, vermochte man dennoch Nichts dagegen zu thun. Ja während der wahrhaft unsinnigen Regierung des Kaisers mussten es sich auch selbst die vornehmsten Römer als eine gar höchste Ehre gefallen lassen, ihn bei seinen Prozessionen und Festen in völlig phöniciischer Tracht bedienen zu dürfen. Indess, was eben nur zwangsweise geschah, wurde bei der zugleich unter der knechtenden Herrschaft dieses Wüstlings gänzlich versumpfenden Sitte allmählig Gewöhnheit und allgemeinerer Gebrauch, und dies um so eher, als sich auch schon frühere Kaiser, wie unter anderen der tolle *Caligula*, mit gestickten Gewändern und überhaupt ganz nach Weiberart ausgeputzt, dem römischen Volke öffentlich dargestellt hatten. —

Von dieser Zeit an bis etwa gegen das Ende der Oberherrschaft des sparsamen *Aurelian* (270—275) wendete sich der Kleideraufwand der Römer vorzugsweise der aus dem fernsten Osten, aus „*Sericum*“, für überschwengliche Summen bezogenen seidenen Gewänder und Stoffe zu. Zwar waren dergleichen Gewänder wohl auch schon lange vor dieser Periode, vermuthlich bereits seit den griechisch-asiatischen Kriegen, in die Weltstadt gelangt, doch immer nur als vereinzelte Seltenheit von nicht zu ermessendem, unschätzbarem Werth; höchstens hatten es damals die Reichsten vermocht entweder halbseidene Zeuge („*Subserica*“) oder doch nicht minder kostbare Gewebe, bei denen der Aufzug aus irgend welchem Gespinnst und nur der Einschlag wirklich aus Seide bestand, die „*HolosERICA*“ hiessen, zu erwerben, wogegen die rohe Seide oder „*Metaxa*“, als auch die gesponnene „*Memasericum*“ wahrscheinlich nicht lange vor dem Beginn der Regie-

zung des Heliogabalus förmlich eingeführt ward. Bis dahin war man ausserdem vermuthlich nur noch zumeist auch auf bereits fertige seidene Kleider, wie gerade solche der Zufall darbieten mochte, und also auf deren Verwendung verwiesen gewesen, während zugleich mit der Einführung der rohen Seide auch deren selbständige Benützung begann. Dies alles unter dem Einfluss der Pracht jenes Kaisers, welcher stets ganzseidene Gewänder trug, hatte eben denn auch diesen Luxus begünstigt, so dass derselbe unter den vornehmen Männern bereits bis zu der Epoche *Aurelians*, ungeachtet man noch zu dessen Zeit ein Pfund Seide mit einem Pfund Gold aufwog, dennoch allgemeinere Verbreitung fand, die dann aber hiernach in weitestem Maasse zunahm.

Indem sich der also höchst gesteigerte Aufwand und zwar bei beiden Geschlechtern ziemlich gleichmässig an den kostbarsten Putzartikeln des Orients gewissermassen bis zur Leere erschöpfte, suchten sowohl die Frauen als auch die Männer in der so bei ihnen gesteigerten Sucht nach Neuem endlich auch jene auffälligen Besonderheiten, welche die Trachten anderweitiger Völker, als der Germanen, der Gallier und der Hispanier, wie überhaupt aller „barbarischen“ Stämme gewährten, mit in das Bereich ihrer Modelaune zu ziehen. War den Römern auch wohl schon in dieser Beziehung bereits durch einzelne ihrer früheren Kaiser nicht römischen Blutes, durch deren vorherrschende Neigung zu der ihnen angestammten volksthümlichen Kleidung, wie etwa durch den nach seinem gallischen Kleide benannten „*Caracalla*“ u. A. manche fremdartige Gewandung zugeführt worden, fingen sie, wie es scheint, jedoch in der That erst nach dem Tode *Aurelians* damit an, sich auch in häufigerem Wechsel entweder gemischt oder wohl ganz nach barbarischer Art zu bekleiden. So wird schon gleich von dem Nachfolger *Aurelians*, dem sonst durchaus ernsten und würdigen *Tacitus* ausdrücklich erzählt, dass er sich auf einem Bilde fünfmal in verschiedener Tracht habe darstellen lassen,<sup>1</sup> — zugleich ein Beweis, welchen Werth mehr man jetzt darauf legte.

Bei einem solchen fast mummenspielähnlichen Bestreben konnte es wohl selbstverständlich nicht fehlen, dass man allmähig auch die bei den Donauvölkern, wie bei den gallischen und britanischen Stämmen seit jeher üblichen Beinbekleidungen aufnahm. Im römischen Heere war diese Art der Bekleidung, wenn

<sup>1</sup> Florian. *Histor.* August c. 3.

gleich zunächst nur in Form von engeren Kniehosen schon seit den nordischen Kriegen gemeinhin gebräuchlich; seit jener hier in Rede stehenden Epoche scheint indess auch diese dem strengeren Altrömerthum als seiner völlig unwürdig gegoltene Tracht selbst auch im allgemeinen städtischen Verkehr wirklich als Mode zur Geltung gekommen zu sein. So viel ist wenigstens sicher, dass sämtliche Truppen während der Zeit bis auf *Constantinus* den Grossen ihre Kniehosen sogar mit Pluderhosen vertauschten und dass *Honorius*, nachdem derselbe im Jahr 395 den Kaiserthron des abendländischen Reiches bestiegen hatte, den römischen Bürgern das Tragen der Beinbekleidung innerhalb des Stadtbezirkes verbot (vergl. *Fig. 9*). — Inzwischen waren die Vornehmen ausserdem, bei ihrer zunehmenden Schwäche und Weichlichkeit, zur Anwendung von wärmenden Leibbandagen, von langen Halsbinden und dergl. geschritten.

Fig. 9.



Als *Diocletian* die Zügel der Herrschaft ergriff, lagen diesem wohl wichtigere Dinge ob, als sich mit Reformen der Kleidung befassen zu können. Dennoch war es ihm durchaus nicht entgangen, wie dass bei dem alles ertödtenden sinnlichen Zustand, in welchem er das römische Volk vorfand, gerade die Art und Weise der äusseren Erscheinung von ausserordentlicher Bedeut-

samkeit sei. Unfehlbar vornämlich von diesem Gesichtspunkt geleitet, dabei zugleich dem asiatisirten Geschmacke der vornehmen römischen Welt vollständig entsprechend, führte er bei sich selbst das ganze Gepränge des orientalischen Kaiserhofes ein. Demgemäss zog er sich fortan, jeden Verkehr mit seinen früheren Freunden sorgfältig vermeidend, mehr und mehr aus der Oeffentlichkeit zurück. Jeder der sich ihm nahte wurde gehalten, sich vor ihm auf den Boden niederzuwerfen; auch umgab er sich mit zahlreichen Eunuchen. Indem er sich dann auch statt mit dem purpurnen Mantel, als dem bei fast allen früheren Imperatoren (höchstens mit Ausnahme einiger wahnsinnigen Herrscher) einzigen kleidlichen Zeichen ihrer Staatswürde, mit seidenen golddurchwirkten Purpurgewändern, mit reich mit Perlen und Steinen besetzten Schuhen, mit einer weissen mit Perlen verzierten Kopfbinde, mit goldenen Armspangen u. s. w. schmückte, erhob er diesen nun völlig asiatischen Pomp zugleich zum officiellen Kaiserornat. Als solcher ging dieser Schmuck auf *Constantin* über, der ihn noch reicher ausbildete.

Mit der durch *Diocletian* vollzogenen Umwandlung des Kaiserhofes und seines Ceremoniells stand eine Umformung der inneren Staatsverwaltung und des Beamtenwesens ganz nach dem Muster der Militärverfassung in nächster Verbindung, die gleichfalls auf die äussere Erscheinung rückwirkte. Auch hierbei und vorzugsweise in letzter Beziehung folgte der Kaiser demselben Gesichtspunkt, wie dort. Wie nun einmal das Römerthum vor ihm lag, mochte er wohl zu dessen möglicher Hebung eben durchaus kein geeigneteres Mittel erkennen, als die Einführung einer maschinenmässig streng ineinander greifenden Bureaukratie, welche sich der Masse des Volks gegenüber auch äusserlich als eine zwar untereinander bestimmt rangirte, doch auch zugleich als eine für sich geschlossene Körperschaft charakterisirte. Zwar entbehrte selbst wohl die früheste Verwaltung des römischen Staates nicht jeglicher Amtsinsignien, doch waren diese mindestens seit *August*, wesentlich aber unter dem späteren Bestreben der niederen Stände nach Gleichberechtigung Aller bis zu dem Grade verallgemeinert worden, dass auch schon der Kaiser *Severus* die Feststellung einer Kleiderordnung beabsichtigt hatte. Jene Insignien bestanden der Hauptsache nach: für die Senatoren in einer weissen, längs der vorderen Mitte mit einem breiten purpurnen Streifen verzierten Tunica, der sogenannten „*Tunica latidavia*“, welche man ungegürtet zu tragen pflegte; für die „Ritter“ in einer ähnlich, mit zwei Purpurstreifen geschmückten „*Tunica*

*angusticlavia*“; dazu für diese und jene in einem ringsum mit Purpur besetzten Umwurf, der „*Toga praetexta*“. Sodann für die späteren Beamten, als den Dictator, den Consul, den Prätor, den Quästor u. s. w., theils gleichfalls in jenem ringsum bordirten Mantel, theils in einem ganz purpurfarbenen Umwurf, theils (so für den Consul beim Amtsantritt) in den höchst kostbaren Triumphalgewändern, der reich gestickten „*Tunica palmata*“ und „*Toga picta*“, nebst goldenem Schuhwerk und Scepter.<sup>1</sup>

— Alle diese Abzeichen wurden vermuthlich nunmehr entweder völlig bei Seite gesetzt oder doch vielfach ornamental verändert. Letzteres scheint dann vornämlich nicht sowohl mit den bezeichneten Consulargewändern, sofern man diese noch kostbarer ausstattete (*Fig. 10*; vgl. *Fig. 52*); als noch vielmehr mit jenen Purpurborduren der beiden Arten von Tuniken und hier wieder besonders mit dem nur einfachen purpurnen Streifen, dem „*latus clavus*“ der eigentlich amtlichen Senatortunik der Fall gewesen zu sein.<sup>2</sup> Ja folgt man den einzelnen monumentalen Abbildern römischer Magistrate und anderer gerade nicht beamteter

Fig. 10.



römischer Bürger und selbst denen vornehmer römischer Weiber, wie solche allerdings erst aus jüngerer Zeit in nicht geringer Anzahl erhalten sind, ergibt sich immerhin so viel als nicht zu bezweifeln, dass etwa bis zum Beginn des vierten Jahrhunderts eine oft reiche Verbrämung der Tunica mit doppelten Streifen zur herrschenden Modetracht (*Fig. 11 a. b*), der officielle „*latus clavus*“ dagegen zu einem nur auf den Mantel gehefteten, vermuthlich je nach dem Range des damit geschmückten mehr oder minder mit goldenem Stickwerk verzierten, meist viereckten

<sup>1</sup> Vergl. das Einzelne über alle diese Insignien und ihre Vertheilung bei H. Weiss. Kostümkunde. Handbuch der Geschichte der Tracht u. s. w. II. S. 1031 (III) ff. — <sup>2</sup> Nur so vermag ich mir den Unterschied zwischen den von älteren Autoren beschriebenen und den auf späteren Monumenten erscheinenden „*latus clavus*“, worüber sehr verschiedene Meinungen herrschen, zu erklären.

dunkelen Purpurs geworden war (vgl. *Fig. 12*; *Fig. 52*). Ausserdem kam bis auf die Zeit *Constantins*, welcher auch diese rein äusserliche Umwandlung im Grunde genommen erst völlig zum Abschluss brachte, eine breite — ob purpurne? — Schulter-schärpe als ein besonderes Insignum in Gebrauch (*Fig. 13 a-c*).

*Fig. 11.*



Der allgemeine Entwicklungsgang der Tracht hatte nicht minder auch deren besondere Bezüge innerhalb des engeren Privatlichen Lebens, somit des rein gesellschaftlichen Verkehrs, in gleichem Verhältniss, in dem sich das römische Wesen von seiner Simplizität entfernte, berührt. Demnach war man allmählig auch dahin gelangt, dass man ganze Schwärme von möglichst reich ausgestatteten Sklaven unterhielt, und für den Zweck der gegenseitigen Bewirthung, je nach den einzelnen Jahreszeiten verschieden, kostbare Gesellschaftskleider zur Mode erhob. Selbst die Trauerkleidung entging dem nicht; denn während man die Bestattung an und für sich durch einen jedes Maass übersteigenden Geldaufwand zu einem der üppigsten Schaugepränge entweihte, vertauschte man im Verlaufe der Kaiserzeit die früher üblichen dunkelen Trauergewänder gegen lichte und weisse Gewandungen um. Ingleichen verschwand der alterthümliche und mit durch sein Alter wohl würdige bräutliche Schmuck unter der Last willkürlich gewählten Pompes und zwar noch um so schneller, je mehr man anfang, die Ehe nur als ein nothwendiges Uebel zu betrachten.

Nicht weniger ersichtlich war diese Entartung dann aber auch an der empfindlichsten Stelle des staatlichen Lebens, beim römischen Heer, durch ein allmähliges Aufgeben der älteren, schweren und allerdings nicht sehr bequemen Ausrüstungsweise der Truppen zu Tage getreten.

Fig. 12.



Von einer vermuthlich in vorhistorischer Zeit bei denselben vielleicht nach etruskischem Vorbild durchgängiger üblich gewesen Schutzbewaffnung mit aus dem Ganzen gefertigten Plattenharnischen dürfte man wohl, bei steter Vermehrung der Massen und des dadurch gesteigerten Kostenaufwandes, bereits im früheren Verlaufe der Republik mehr und mehr zurückgekommen sein. Schon während der Kriege Cäsars, und dann noch entschiedener seit dem Beginn der vollendeten Kaiserherrschaft, hatte man eine solche kostbare Bewaffnung

mindestens bei den untergeordneten Kriegern auf eine ein-

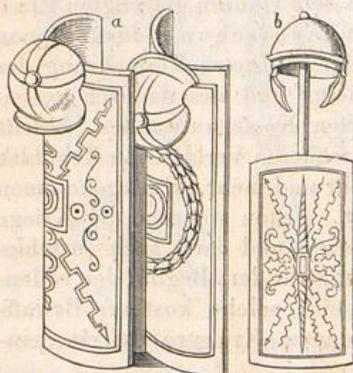
Fig. 13.



fachere Bedeckung eingeschränkt. Diese Bedeckung bildeten vorzugsweise theils reifenförmige Schienen um Brust und Rücken

nebst einem dem entsprechenden Schulterschutz, theils lederne Jacken, theils, aber wohl mehr nur vereinzelt, kurze orientalische Schuppenharnische und von den Galliern entlehnte, höchst wahrscheinlich aus kleinen metallenen Ringen gefertigte Röcke. Dazu waren an Stelle der vielleicht früher ebenfalls wieder nach etruskischem Muster vorherrschend gebräuchlich gewesenenernernen Helme, lederne nur mit Erzbügeln beschlagene Kappen, und statt der einst beliebten grossen Kreisschilde, theils lange halbcylinderförmige Wehren (*Fig. 14*), theils, wie es scheint als Nachahmung griechischer Sitte, kleine Rund- und Ovalschilde eingeführt worden.

Fig. 14.



Ebenso hatten die einzelnen Angriffswaffen, wenn schon nicht in gleichem Maass, manchen Wechsel erfahren. Hierhin gehört vor allen die Umwandlung, welche bereits seit *Camillus* der alte Wurfspieß zu dem fortan so gefürchteten „*Pilum*“ erhielt, und ferner, dass man seit den punischen Kriegen neben dem älteren Schwert das spanische, den sogenannten „*Gladius Hispanus*“, annahm. Zudem wurde es, jedoch erst seit *Vespasian* üblich, ausser

dem Schwert ein kürzeres Messer zu führen — ein Umstand, der nun wieder Veranlassung gab, dass man das vordem stets an der linken Seite getragene Schwert, durch jenes Messer ersetzend, an der rechten Seite befestigte. — Im Gegensatz zu dem Wechsel in der Bewaffnung scheint dann die eigentliche Kleidung der Truppen, sieht man von der vereinzeltten Nachricht ab, welcher zufolge das Heer in ältester Zeit durchgängig in hochaufgeschürzten Togen focht, keine durchgreifende Umwandlung erfahren zu haben. Jene Kleidung bestand bis zur jüngsten Epoche, hier nur mit Einschluss der oben berührten Beinkleider (S. 16), aus der (dann später mit langen Ärmeln versehenen) gewöhnlichen kürzeren Tunik, aus einem zumeist viereckig gestalteten Schultermantel, dem „*Sagum*“, und einem mit Nägeln beschlagenen Bindschuhwerk.

Dergestalt war die Rüstung der Römer beschaffen, als es noch einmal dem Feldherrentalente *Trajan's*, jedoch nur mit grösserer Anstrengung gelang, dieselben zu einer Kriegstüchtigkeit zu er-

heben, an die sie seit *Augustus* kaum selbst mehr geglaubt. Indess war dies auch gleichsam das letzte Aufflackern ihrer einst unbezwinglichen Siegeskraft. Schon nach dem Tode jenes gefeierten Herrschers, noch während der Regierung des *Hadrians*, der überdies vor allem den Frieden liebte, kündigte sich die frühere Schwäche des Heers und zwar jetzt nur noch um so entschiedener an, als eben jene erwähnte Kriegstüchtigkeit ja überhaupt nur erzwungen gewesen war.

Fortan nun verliessen die Truppen immer mehr und mehr auch jene noch zu der Zeit des *Trajan*s allgemein üblichen schweren Rüstungsstücke. Indem dann *Hadrian* selbst zugleich mit aus

Fig. 15.



Prunksucht der durch ihn wieder zum eigentlich römischen Heere, zu der „Legion“, geschlagenen Reiterei das Tragen eiserner vergoldeter Helme mit einem Visir nebst rothem Federbusch, und statt des früher gebräuchlichen starken Harnisches, die Anwendung rother, verzierter „kimmerischer“ Röcke und anderweitigen tändelnden Schmuckes gewährte (vergl. *Fig. 15*; *Fig. 16*), vertauschten denn auch die Massen der niederen Truppen die ihnen lästig werdende Schutzbewaffnung theils gegen lederne oder filzene Wämser, theils gegen leichte „pannonische“ Hüte um (vergl. *Fig. 17*). Unter dem Einfluss steter Verweichlichung liessen sie es sich endlich wohl überhaupt vorherrschend nur noch an Benutzung des kleinen Rundschildes und an der Ausstattung mit den ihnen zuerkannten zahlreichen metallenen Ehren-

abzeichen genügen (Fig. 18 a. b), oder sie zogen wohl jeglicher

Art von Schutz die freilich bequemere, volle Schutzlosigkeit vor (vergl. Fig. 9. S. 17). —

Fig. 16.



Schliesslich erfuhren im allgemeinen Verlauf auch die wenigen Insignien der römischen Priester nach ihrer Form und Bedeutung einigen Wechsel. Im Uebrigen aber beschränkten sich diese Abzeichen schon gleich nach dem Beginne der Republik, soferne in Folge derselben das Priesterthum mehr den Charakter der Magistratur erhielt, auch wesentlich nur auf deren besondere Abzeichen und zwar vornämlich auf die „*Toga praetexta*“ (S. 19). Somit waren aber auch diese Insignien an sich gewissermassen sofort aus dem engeren Bereich religiöser Weihe und kultlicher

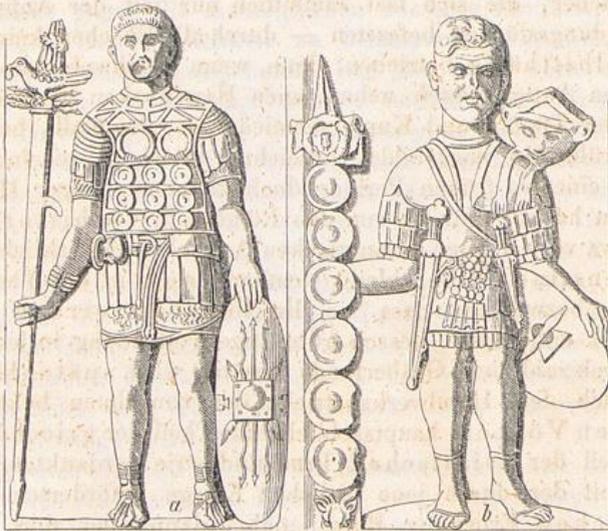
Fig. 17.



Anschauungsweise in das des rein staatlichen Lebens gezogen worden. Und hiernach vermochten sie späterhin die ihnen viel-

leicht urthümlich eigene Geltung wohl noch um so weniger dauernd in Anspruch zu nehmen, als sich die Römer bei dem ihnen angestammten Pantheismus bereits seit sehr früher Zeit den ihnen aus der Fremde entgegen getragenen Cultussystemen williger überliessen oder doch diese mit ihrem Cultussysteme zu einem

Fig. 18.



wirren Mischkultus zusammen warfen. Einmal auf Grund einer solchen Göttervermischung, dann aber und gerade vorzugsweise in Rücksicht auf die hier dadurch zu Gunsten der üppigsten, mittelasiatischen und aegyptischen Culte immer weiter getriebenen Negation jegliches wahrhaften Glaubens überhaupt steht denn hinsichtlich jener Insignien wohl zu vermuthen, dass sie sich mehr und mehr unter den reichen Ornaten der mit diesen Culten nach Rom eingewanderten Priester entweder zum Theil oder in der That gänzlich verloren. —

#### Das Geräth.

Die Ausbildung des geräthschaftlichen Komforts ging mit der Entwicklung der Kleidung Hand in Hand. Indess vielleicht gerade auf diesem Gebiete dürfte schon eher, als in der Bekleidung, ein unmittelbarer Einfluss der bereits seit unvordenklicher Zeit zu besonderer Blüthe gelangten industriellen Bethätigung der

alten Etrusker<sup>1</sup> zur Geltung gekommen sein. Es lässt sich dies wenigstens um so gewisser annehmen, als die Römer mit Ausnahme weniger Gewerke — so des bei ihnen vermuthlich seit ältestem Datum selbst innungsweise gebundenen Tuchmachergewerks, des sogenannten „*Collegium textorum pannii*“, dann des Gewerkes der Walker, „*Fullonia*“, der Färber, der Gerber und Schuhmacher, die sich fast sämmtlich nur mit der Anfertigung von Kleidungsstücken befassten — durch alle Epochen kein Handwerk selbstthätig betrieben; denn, wenn gleichwohl von einigen römischen Autoren auch neben jenen Handwerken noch die Gewerke der Töpfer und Kupferschmiede als gleichfalls bei ihnen schon frühzeitig ausgebildet bezeichnet werden, scheinen sich diese in einer so frühen Periode doch kaum zu einiger Höhe erhoben zu haben. Für die von den Römern in vorhistorischer Zeit etwa verwendeten mannigfachen Artikel einer wirklich höheren Kunstindustrie, bleibt demnach auch in der That nicht wohl zu bezweifeln, dass sie dieselben dem etruskischen Handwerk entlehnten, dessen frühzeitige Vollendung in jedwedem Stoff durch zahlreiche Gräberfunde bestätigt wird, später hingegen vornämlich dem Handwerksbetriebe der von ihnen bekämpften östlichen Völker, hauptsächlich zum Theil der griechischen, zum Theil der asiatischen Prachtindustrie verdankten. Hiernach, mit der durch jene östlichen Kriege beförderten grossstädtischen Erhebung Roms, nahm dann aber dort solcher Luxus sehr bald Ueberhand. Zudem waren eben seit diesen Kämpfen, gerade zu Gunsten der Steigerung solches Aufwandes, aus dem Osten zahlreich geschickte Handwerker, darunter hauptsächlich Griechen, nach Rom übersiedelt, so dass denn den Römern die früher wohl nur durch den Handel zu ihnen gelangten Gegenstände der Art sofort am Orte selbst dargeboten wurden. Bei der allmähig zum Aeussersten hin geschraubten, oft renommistischen Geldverschleuderung mochte indess allerdings dann auch dieser Umstand durchaus nicht hindern, dass die Vornehmeren noch fernerhin dergleichen Luxusartikel, obschon mit bei weit enormeren Kostenaufwande, durch den überseeischen Handel erwarben. —

Der hierauf bezügliche Umschwung altrömischen Sinnes äusserte sich verhältnissmässig am frühesten, um das Jahr 290 vor Chr., in einem Prunken mit silbernem Tafelgeschirr. Obschon dies zunächst, wie nicht zu bezweifeln ist, nur ziemlich schüchtern und

<sup>1</sup> S. das Nähere darüber in H. Weiss. Kostümkunde. Handbuch der Geschichte der Tracht u. s. w. II. S. 1268 ff.; S. 1277 ff.

vereinzelt auftrat, fiel es der immer noch strengen Staatsverwaltung doch gleich in so bedrohlicher Weise auf, dass letztere der weiteren Verbreitung dieser Entartung noch in demselben Jahr und nicht lange nachher, so um das Jahr 277, durch strenge Maassnahmen Schranken zu setzen suchte. Indess wie nun einmal seit der beredten Epoche das römische Wesen sich überhaupt nicht mehr gegen die mannigfachen äusseren Einflüsse in seiner nüchternen Ursprünglichkeit zu behaupten vermochte, blieben fortan auch diese Maassnahmen, wie alle sonst noch erlassenen Luxusverbote, ohne irgend welchen nachhaltigen Erfolg. Ungeachtet der Strenge mit der die Aedilen gerade dieses Silberverbot überwachten — wovon sie allein, nach alterthümlichem Brauch, das Salzgefäss und die Opferschaalen ausschlossen — zählte man nichtsdestoweniger zur Zeit des *Sulla*, von 83 bis 79 vor Chr., allein in Rom 150 silberne Schüsseln von je 100 Pfund und künstlicher Ausstattung. Und dazu wurde bei allen derartigen Geschirren die Kostbarkeit noch durch die Arbeit an sich, ja nach dem Grade künstlerischer Vollendung oder, war das Gefäss ein gepriesenes Werk eines älteren hochgefeierten Meisters, bis auf die zeh- und selbst achtzehnfache Höhe des realen Metallwerths hinaufgeschraubt.

Mit dem seit dem Beginne der Kaiserzeit sich unter den Reichen noch weiter verbreitenden Luxus — noch insbesondere gesteigert durch die bei ihnen immer tiefer greifende Anschauung, dass eben die Grösse des rein äusseren Besitzes vorzugsweise den Werth der Person bestimme — blieb man selbst auch bei jenem Aufwande nicht stehen. Nicht genug, dass man jetzt häufig sogar das Geräth für den Bedarf der Küche anstatt von Bronze, gleichfalls von starkem Silber herstellen liess, schritt man sodann, ganz dieser Steigerung gemäss, zu der Anwendung ganz goldener Tafelgeschirre und goldener reich mit Gemmen besetzter Gefässe. Auch nahm wieder hiernach ein solcher höchster Aufwand alsbald einen derartig bedenklichen Umfang, dass schon *Tiberius* dagegen gesetzlich einschritt. Doch blieb nun auch dies, wie gesagt, ohne einige Wirkung und zwar für die Folge noch um so weniger bindend, als vorzugsweise die späteren Imperatoren, höchstens mit Ausnahme einiger der sparsameren, gerade in der Verschwendung dieses Metalls vielfältig das Beispiel niedersten Uebermuths gaben. So unter anderen wird von der eitelen *Poppaea*, der Gemahlin des *Nerö*, ausdrücklich erzählt, dass sie die Maulthiere ihrer kostbaren Wagen durchgängig mit goldenen Hufnägeln beschlagen liess. —

Für den noch sonst mit anderweitigen Geschirren in dem entsprechenden Grade gesteigerten Prunk zeugen dann nicht sowohl zahlreiche Schriftstellerberichte, sondern zugleich auch noch eine namhafte Menge wohlhaltener Gefässe, die je nach dem Zweck entweder aus edelen Steinen und farbigem Glase, oder, und so oft in beträchtlicher Grösse, aus Alabaster, aus

Fig. 19.

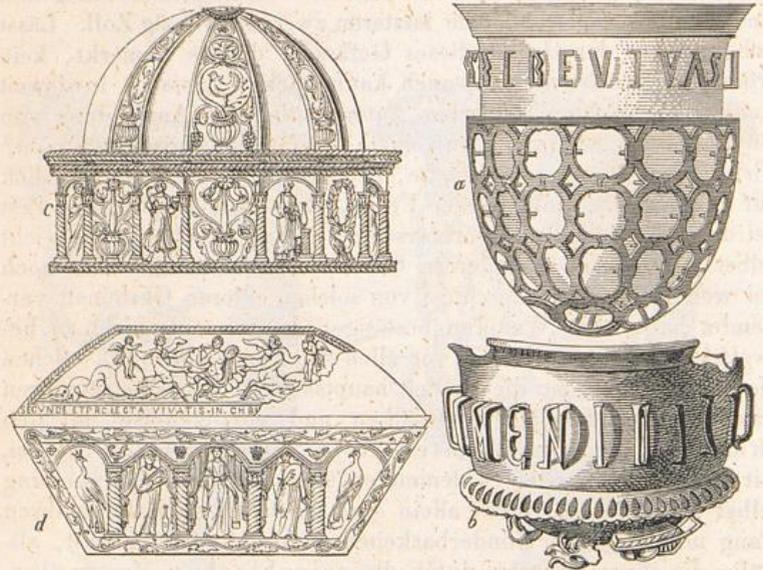


Marmor, Granit u. s. w. mehr oder minder kunstvoll hergestellt sind. Diese Geschirre, insbesondere die letzteren, bewegen sich in allen nur möglichen Formen von der nur einfachen flachen und tiefen Wanne bis zu der mit Fuss versehenen und fusslosen Schale, und wieder von dieser bis zu der aber in sich vielfach abwechselnden weit ausbauchenden „Urne“ und der mehr kelchförmigen, zwiefach gehenkelt „Vase“ (vergl. Fig. 19 a-b). Ohne hier auf eine Darstellung aller dieser vorhandenen Gefässe näher eingehen zu können, mag es (auch hinsichtlich jener aus edlerem Gestein und Glas gefertigten) beispielsweise genügen, die kostbarsten von ihnen hervorzuheben. Dahin gehört vor allen, nächst mancherlei kleinen aus Onyx (zum Theil in stark erhobenem Re-

lief von figürlicher Composition) geschnittenen, flaschenähnlich gestalteten „Balsamarien“, eine gegenwärtig in Wien aufbewahrte, prachtvolle Schale aus einem Stücke Achat. Dieselbe ist mit zwei zierlichen Henkeln versehen und hat, als das grösste aller bis jetzt bekannten antiken Gefässe aus einem derartigen Gestein, bei einer Tiefe von vier einem halben Zoll, einen Durchmesser mit Einschluss ihrer Handhaben von achtundzwanzig und einem halben Zoll; ohne die letzteren zweiundzwanzig Zoll. Lässt sich nun aus der Grösse dieses Gefässes, da wie bemerkt, kein grösseres der Art existirt, auch kaum mehr ermessen, inwieweit einigen Nachrichten römischer Autoren über die Anwendung von Onyxgefässen sogar bis zu einem Umfange „chiischer Fässer“ wirklich zu trauen sein dürfte, liegt es doch eben im Hinblick auf jene Schale wohl ausser Frage, dass man in jüngerer Zeit bei der im Allgemeinen vorherrschenden Prunksucht, ja vielleicht selbst mitunter zum niederern Gebrauch, wohl in der That noch bei weitem grössere Geschirre von solchen edleren Gesteinen verwendet habe. Im Weiteren bestätigen dagegen, als nicht zu bezweifeln, zahlreiche Notizen vor allen den Prachtaufwand, welchen die Römer eben zu dieser Zeit hauptsächlich mit allen zu ihren Gastereien erforderlichen Geräthen und vorzugsweise mit den zum Trinken bestimmten Gefässen betrieben. Hierbei, mit ihrer zunehmenden Schlemmerei, überstieg die Verschwendung selbst jede Grenze. Nicht allein dass sie dafür, auch durch ihren Hang mit kostbaren Sonderbarkeiten zu prunken veranlasst, allmählig die ihnen zunächst durch die griechischen Muster überkommenen reinen und schönen Formen gegen die schwereren und barocken Gestalten mittelasiatischer Gefässbildnerei aufgaben, verschleuderten sie für völlig kunstlose Geschirre, sobald diese nur den Stempel der Seltenheit trugen, wie namentlich für die seit *Pompejus* nach Rom eingeführten „*Murrhina*“, die grössten Summen. Nur als ein Beispiel für den Grad dieses Luxus sei der sicheren Angabe des *Plinius* gedacht, zufolge welcher der Consul *Titus Petronius* und *Nero* für einen Trinkbecher aus diesem Stoff nicht weniger als volle dreihundert Talente, etwa 300,000 Thaler bezahlten. Selbstverständlich erstreckte sich dann solcher Aufwand bei allen aus geringerem Material, als ganz vorzüglich bei den entweder aus weissem oder aus farbigem Glase beschafften Gefässen noch um so entschiedener auf eine kunstvolle Behandlung. So legen auch von der bis zu dieser Epoche wahrscheinlich zumeist von alexandrinischen Künstlern aufs Höchste getriebenen Vollendung der Glasarbeit ausser vielen Fragmenten farbiger Glasflüsse

und mehr oder minder erhaltenen prachtvollen Geschirren einerseits die gleich einer kostbaren Kamee reich behandelte „Portlandvase“ in London, anderseits (in mehreren Exemplaren) zierliche gleichsam durchbrochene Glasbecherchen, die „diatreta“, (Fig. 20 a-b) glänzendes Zeugnis ab. —

Fig. 20.

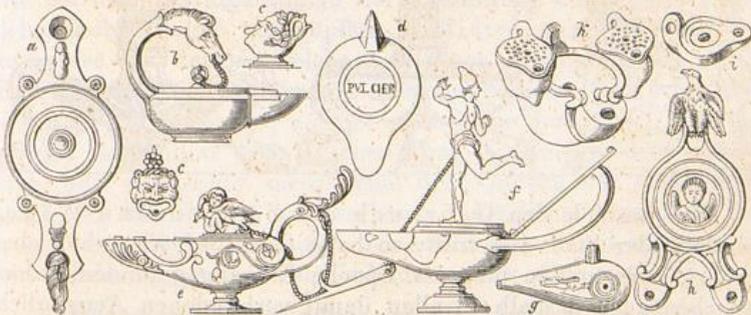


Natürlich war hinter dem eben geschilderten Luxus der Aufwand in jeglichem Gegenstand des Komforts, sei dieser für die Innenausstattung des Hauses oder für das Aussenleben bestimmt, in keiner Weise zurückgeblieben.<sup>1</sup> Auch hierbei hatte derselbe alsbald seine Herrschaft im weitesten Umfang über jedwedes einzelne Geräth und zwar von dem kleinsten, unscheinbarsten Behälter — wie dafür ein in Silber getriebenes Kästchen aus dem vierten Jahrhundert ein Beispiel gewährt<sup>2</sup> (Fig 20 c-d) — bis zu den Zimmermobilen und den späterhin allgemeiner gebräuchlichen Tragesänften und Stadtfuhrwerken durchaus gleichmässig gewonnen. Während man es sich ehemals für den Bedarf des aller-

<sup>1</sup> Vgl. H. Weiss, *Kostümkunde. Handbuch u. s. w.* (II.) S. 1298 und die dort mitgetheilten Abbildungen. — <sup>2</sup> Zuerst vollständig edirt von S. D'Agincourt. *Denkmäler der Sculptur* Taf. IX; vergl. dazu A. Böttiger, *Sabina. Morgenscenen im Putzzimmer einer reichen Römerin.* Leipzig. 1806. I. S. 61 ff. Taf. III u. IV.

dings nur geringeren Verkehres im Hause an nur sehr wenigen und wohl im Allgemeinen ziemlich kunstlosen Mobilien genügen liess, waren seit den orientalischen Kriegen die mannichfaltigst gestalteten Sessel und Stühle, reich mit Kissen versehene Speiseläger, verschiedene Arten von Untergestellen und Tischen, mit Doppelthüren ausgestattete Schränke, grössere und kleinere Koffer, Laden und Kisten — und dies Alles, sammt zahlreichen Apparaten für die Beleuchtung, Heizung und ähnliche Zwecke, von kostbaren Stoffen und möglichst reich ornamentirt gewissermassen stehendes Bedürfniss geworden. Hinsichtlich des dazu verwendeten Materials gab man vornämlich, abgesehen von der Bronze, den edelen Metallen und seltenen Hölzern den Vorzug; in der Art und Weise der Ornamentirung liebte man insbesondere theils stark erhobene entweder gegossene oder kunstvoll skulptirte, theils flachbelassene, eingelegte Zierden von Silber, Gold, Elfenbein, Schildpad und farbigem Holzwerk. Nächstdem erreichte die Verschwendung auch hier, völlig jenem Gefässaufwande entsprechend, hauptsächlich in der Beschaffung aller der zu Gastereien erforderlichen Geräthe, der Speiseläger und Tische, den äussersten Grad, wie denn unter anderen abermals *Plinius* erzählt, dass *Cicero* (der jedoch nicht zu den Reichsten zählte) für einen eben nicht umfangreichen Tisch

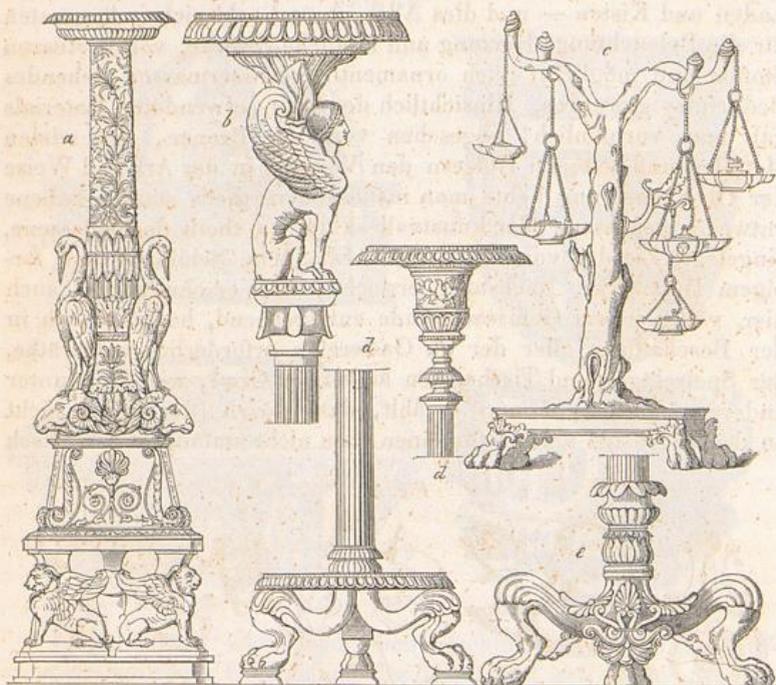
Fig. 21.



aus einem Stamme des sogenannten „Citrus“, einer im nördlichen Afrika heimischen Cypresse, eine Million Sesterzen, ohngefähr 71,500 Thaler ausgab, während der reichere Seneka aber allein nicht weniger als 500 Trinktischchen besass. — Wohl wesentlich mit aus dem Grunde, da das Beleuchtungsgeräth mit zu den bei Trinkgelagen unentbehrlichen Apparaten gehörte, wurde auch dies mit äusserstem Aufwand beschafft. Hierzu bot sich dann nicht sowohl das Oelgefässchen oder vielmehr die Lampe

selbst (*Fig. 21 a-k*), als zugleich deren Untersätzständer dar. Letzterer erhielt somit denn wohl sicher schon früh, höchstwahrscheinlich zunächst nach etruskischem Muster, eine selbständige Durchbildung zum Candelaber (*Fig. 22 a-e*).

Fig. 22.



Was endlich den Gebrauch der Sänften und Wägen innerhalb der Stadt anbelangt, so hatte derselbe, wie schon oben berührt, zwar erst in jüngerer Epoche Eingang gefunden, jedoch nun eben auch deshalb in allen damit verbundenen Aeusserlichkeiten der Verschwendung von vorn herein ein treffliches Mittel gewährt. Dies war dann wieder am frühesten mit den direkt von den Asiaten entlehnten Sänften der Fall, die ja schon bei diesen bereits seit ältestem Datum zum kostbaren Prunkgeräthe entwickelt waren. Der allgemeineren Verbreitung städtischer Wägen wurde dagegen noch längere Zeit hindurch, auch noch unter den ausgearteten Kaisern, mit wiederholten Verboten entgegen gewirkt. Indess, wenn gleichwohl in Folge dieser Verbote, die den Gebrauch der Wägen als Ehrenvorrecht einzelner höchstge-

stellten Beamten bezweckten, die privatliche Anwendung von Fuhrwerken gewissermassen zurückgehalten ward, geht doch schon selbst aus diesen Erlassen hervor, dass solche trotzdem daneben nie gänzlich aufhörte. Vielleicht dürften sich ausserdem diese Gesetze auch überhaupt nur auf einzelne Arten von Wägen, die eben allein nur jenen Beamten zustanden, jedoch nicht auf alle Fuhrwerke ausgedehnt haben.

Wie dem auch sei, steht mindestens so viel fest, dass sich die vornehmen Römer der Kaiserzeit, nachdem die Verweichlichung unter den höheren Ständen dergestalt gleichsam zur Mode geworden war, dass man die Schwäche geradezu affektirte,<sup>1</sup> verschiedener zwei- und vierrädiger Wägen bedienten, die sie hauptsächlich einestheils von den Griechen, andertheils von den Britanniern und Galliern aufnahmen. Im Uebrigen aber wird von spätrömischen Autoren zugleich der ganz ausnehmende Aufwand bestätigt, den die Reichen mit ihren städtischen Fuhrwerken, die sie mit Gold und Elfenbein auslegen liessen, und mit den Pferden sammt deren Aufschirrung betrieben; auch heisst es von der üppigen Verschwendung des *Nero*, dass seine Wägen noch vielfach mit den schönsten und seltensten Edelsteinen ausgeschmückt waren. —

Selbstverständlich äusserte sich der Luxus noch unbegrenzter, wie bei dem Privatgeräth, in der Ausstattung der mit dem staatlichen Leben enger verknüpften, officiellen Geräthe; so vorzugsweise bei denen, welche seit *Cäsar* wesentlich mit zu den Herrscherinsignien gehörten. Demnach erfuhr wohl vor allen, und zwar wie es scheint, namentlich seit der Herrschaft *Diocletians*, als des Begründers orientalischer Pompes, der „goldene“ Thronstuhl oder die „*Sella aurea*“ eine dem Ganzen der äusseren Erscheinung des Kaisers entsprechende, möglichst prunkvolle Umgestaltung. Höchst wahrscheinlich stand aber damit zugleich eine nun wiederum demgemässe Umbildung auch aller geräthlichen Ab-

<sup>1</sup> „Sehr oft strengten Weichlinge sich nicht einmal so weit an, als nöthig war, um an die Tafel oder Sänfte zu gehen, sondern sie liessen sich mit ihren Polstern an die eine oder in die andere tragen. Wenn sie sich aber entschlossen, ihre Füsse zu brauchen, so stützten sie sich immer auf einige Sklaven, und andere mussten vor ihnen hergehen und ihnen zurufen, dass jetzt eine kleine Erhöhung oder eine kleine Vertiefung komme, weil es den Herren zu mühsam war, ihre eigenen Augen zu brauchen. Seneca spottet eines Weichlings, der, als er aus dem Bade in die Sänfte getragen war, seine Sklaven fragte, ob er schon sitze? so sehr hatte dieser das Bewusstsein seines Zustandes verloren, oder nahm wenigstens die Miene einer solchen Vergessenheit seiner selbst an“: C. Meiners. Geschichte des Verfalls der Sitten u. s. w. S. 157 ff.

Abzeichen der Magistrate und zwar so wohl wieder zunächst der diese seit Alters auszeichnenden Ehrensitze in engster Verbindung. Dies war sodann ohne Zweifel bei jenem Sessel der höchsten Würdenträger, der „*Sella curulis*“ — auch ohne deren traditionell festgestellte Beschaffenheit eines vorherrschend aus Elfenbein gefertigten Klappstuhls irgend wie aufzugeben (Fig. 23) — ornamental im weitesten Sinne der Fall (vgl. unten), wogegen nun wohl die Sitze der niederen Beamten,

Fig. 23.

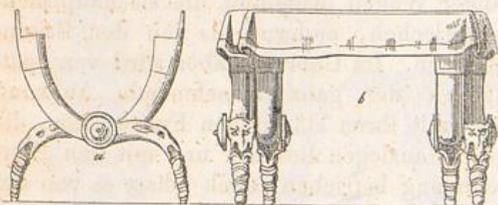
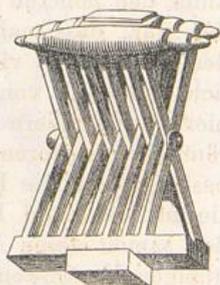


Fig. 24.



die an und für sich nur in dem „*Subsellium*“ bestanden, auch ferner, obschon ebenfalls nicht ohne Veränderung, die Form eines einfacheren „*Faldistorium*“ bewahrten (vergl. Fig. 24).

Nächst solchem im Grunde genommen noch immerhin durch die verschiedenen Grade der amtlichen Würde bestimmter bemessenen officiellen Aufwand, erreichte derselbe dann seinen Höhenpunkt, ja bis zu der äussersten Grenze planloser Verschwendung, in allen für die vom Staate gegebenen Feste (als für die Triumphe, für Spiele und Leichenfeiern) hergestellten dekorativen Mittel, wie dass denn nicht selten selbst einzelne dieser Schaustücke, die man gewöhnlich im Uebermaasse beschaffte, so unter anderen reich ausgestattete Wagen, kostbare Wandelgestelle u. dergl., allein schon ganz immense Summen verschlangen.<sup>1</sup> —

Am wenigsten dürften von der seit der jüngeren Epoche so allgemein überhand genommenen Vergeudung, namentlich aber unter den spätern Kaisern, diejenigen Geräthe nachhaltig berührt worden sein, welche, wie die zahlreichen Apparate für die Erhaltung der städtischen Sicherheit — wozu seit *Trajan* die Löscharparate gehörten —, und wie das im Uebrigen umfassende

<sup>1</sup> Mehrere diesen Gegenstand betreffende interessante Notizen siehe bei G. Semper. Der Stil in den technischen und tektonischen Künsten u. s. w. Frankf. a. M. 1860 I, S. 289 ff.; vergl. H. Weiss. Kostümkunde. Handbuch. (II) S. 1133 ff.

Kriegsgeräth, wesentlich nur dem Nützlichkeitszwecke dienend. Auf alle diese Geräthe scheint man in der That verhältnissmässig kaum mehr verwendet zu haben, als gerade der Drang der Umstände nöthig machte. Auch ist es gewiss, dass die doch ganz für den Krieg geschaffenen Römer ihren Kriegsapparat vorzugsweise erst von den Griechen entlehnten, ohne ihn irgend bedeutend selbstthätig zu fördern. Diese allerdings auffallenden Bezüge finden indess auch wiederum ihre Erklärung in dem bereits tief gesunkenen Geist dieser Zeit, aus welchem heraus sich auch bei den vornehmsten Römern und ganz insbesondere bei den Kaisern selbst, völlig im Gegensatze zu ihrer Verschwendung, die niedrigste Habsucht, Gewinnsucht und Knauserei, bis zur Filzigkeit hin ausgebildet hatte und eben diese nun da oft am schroffsten auftrat, wo sie am wenigsten hätte statt haben sollen.<sup>1</sup> Ja man vergeudete jetzt überhaupt nur noch vorherrschend im Interesse der eigenen Person, sei es zur Befriedigung politischer Zwecke oder zum blossen Genügen der Eitelkeit, ohne sich auch nur im mindesten um das Wohl oder Wehe des Staates und Volkes zu kümmern. Indem man so einerseits freilich kaum Anstand nahm, für die Begehung einzelner festlichen Spiele und die pomphafte Ausstattung kultlicher Feiern selbst den Ertrag von Provinzen auf einmal zu opfern, erhielt die seit lange in alle Stände gleichmässig tief eingedrungene Verkommenheit zwar eine Tünche, jedoch nur um so schneller den weitesten Raum.

In Mitten des haltlosen Zustands der römischen Welt, für welchen der Wust der zahlreich nach Rom übertragenen, ja auch schon entarteten orientalischen Kulte keine Hoffnung auf Linderung zu geben vermochte, hatte das Christenthum<sup>2</sup> seit seiner Verkündigung eine, bei aller Verschiedenheit der Individuen, innig verbundene Anhängerschaft gefunden. So mächtig indess

<sup>1</sup> Ch. Meiners. Geschichte des Verfalles der Sitten u. s. w. S. 182. —

<sup>2</sup> G. J. Plank. Geschichte der christlich kirchlichen Gesellschaftsverfassung. Hannover. 1803 ff. 5 Bde. Derselbe. Geschichte des Christenthums in der Periode seiner ersten Einführung in die Welt durch Jesum und die Apostel. Göttingen 1818. A. Neander. Geschichte der Pflanzung und Leitung der christlichen Kirche durch die Apostel. Hamburg 1832; Derselbe. Allgemeine Geschichte der christlichen Religion und Kirche. Hamb. 1826—29. L. Gieseler. Lehrbuch der Kirchengeschichte. 1824—1840. Zusammengefasste Darstellungen von K. Haase. Kirchengeschichte. Leipz. 1834. A. Christiani Geschichte des Christenthums u. s. w. Quedlinburg. 1835. C. Judae. Geschichte der christlichen Kirche. Berlin. 1838.

diese neue, christliche Lehre mit ihren rein versittlichenden Elementen, zunächst allerdings nur in diesem engeren Kreise, nach einer vollständigen Umwandlung zum Besseren hinstrebte, war sie doch nicht geeignet, etwa auch zugleich auf die äussere Form und Erscheinung des Lebens — auf das Kostüm — entscheidenden Einfluss zu üben. Solches war weder in ihrem Wesen begründet, noch hätte es, stellte das Christenthum wirklich die Forderung, bei dessen noch schwankem Verhältniss zum Heidenthum schon jetzt zu ersichtlicher Geltung gelangen können. Einmal war diese Lehre ja überhaupt kein Ausfluss des allgemeinen römischen Geistes, sondern gleich den vielen anderen Religionen vom Orient aus zum römischen Volke gedrungen, dann aber auch hatten sich ihre wahren Bekenner ja nicht nur allmähig, vielmehr noch im unausgesetzten eigenen innern Kampf mit den Elementen des alten heimischen Glaubens heranbilden müssen. Und dazu kam noch, dass von der Bevölkerung Roms (und dies gilt für alle anderweitigen Gemeinden) sich keineswegs sofort die vornehmen Stände, welche doch eben ausschliesslich den Ton angaben, dagegen hauptsächlich nur die von diesen bedrückten, niederen Schichten zum christlichen Glauben bekannten; und endlich dass später, als auch von den höheren Ständen viele zu jener Gemeinschaft getreten waren, diese unter dem harten Druck der Verfolgung; mit dem man sie bald von allen Seiten bedrohte, selbstverständlich jedes besondere Mittel, das sie kennzeichnete, sorgsam vermeiden

Fig. 25.



musste. Hiernach, und namentlich mit auf Grund solcher Bedrängniss, sahen sich die Christen während dieser Epoche hauptsächlich nur zu der Ausbildung ihnen bewusster (Erkennungs-) Zeichen oder Symbole<sup>1</sup> veranlasst. In stetem Bezug auf den Mittelpunkt ihres Glaubens, auf die Wesenheit des Heilandes

<sup>1</sup> S. darüber bes. F. Münter. Sinnbilder u. Kunstvorstellungen der alten Christen. Altona 1825. (Helmsdörfer) Christliche Kunstsymbolik u. Ikonographie. Frankf. a. M. 1839. M. Didron. Iconographie chrétienne etc. Paris 1845; Derselbe; P. Durand. Manuel d'iconographie chrétienne etc. Paris 1845. J. Guénebauld. Dictionnaire iconographique. Paris 1845. F. Piper. Mythologie und Symbolik der christl. Kunst von der ältesten Zeit bis ins 16. Jahrhundert. Bd. I. Weimar 1847; Derselbe. Ueber den christlichen Bilderkreis. Berlin 1852. Dazu die folgenden von den Katakomben handelnden Werke.

selbst, bestimmten sie dazu denn vor allem das Kreuz; daneben, in wechselnder Stellung das Monogramm Christi (*Fig. 25*) und ausser noch mancherlei sittlichen Abstraktionen, als der Darstellung des guten Hirten u. a., den an den Namen „Christus“ (*Χριστός*) erinnernden „Fisch“ (*ΙΧΘΥΣ*). Im Uebrigen aber blieben sie, wie gesagt, in allem Aeusseren der Oeffentlichkeit gegenüber der allgemein üblichen Sitté möglichst getreu. Nächstdem auch hatte und vermuthlich schon früh, sicher bereits bis zur Mitte des dritten Jahrhunderts, das Christenthum mannigfache Anhänger gefunden, denen es eben mehr um die Neuheit des Kultus oder um etwa damit verbundene Vortheile, jedoch durchaus nicht um freiwillige Entsagung ihrer sonst üppigen Lebensweise zu thun war. —

Die nähere Bestätigung nun für solches Verhalten liefern nicht sowohl mehre gleichzeitige Autoren, von denen selbst einige dem Christenthum angehörten, als vorzugsweise auch eine namhafte Zahl frühchristlicher Monumente in Bild und Skulptur, die man in den ersten Begräbnisstätten der Christen — den Katakomben von Rom und Neapel<sup>1</sup> — entdeckte. So weit diese Reste wohl gleichfalls noch diesem hier in Rede stehenden Zeitraume entstammen möchten,<sup>2</sup> zeigen dieselben zunächst in Hinsicht der Tracht, dass letztere durchgängig und zwar bei beiden Geschlechtern, ja ohne irgend welche Besonderheit, durchaus nur in jener während dieser Epoche in Rom überhaupt ge-

<sup>1</sup> Nächst den älteren Werken von A. Bosio, *Roma sotteranea etc.* Roma 1650. P. Aringhi, *Roma subterranea* (auch „nach dem Italienischen von Chr. Baumann. Arnheim 1668“), und den Auszügen daraus bei Seroux D'Agincourt, *Sammlung von Denkmälern der Architektur, Sculptur und Malerei etc.* Revidirt von A. F. v. Quast. Frankfurt a. M., 3 Bd., s. vorzugsweise C. F. Bellermann, *Ueber die ältesten christlichen Begräbnisstätten und besonders die Katakomben zu Neapel und ihre Wandgemälde etc.* M. 12 Tafeln. Hamb. 1839 und das Prachtwerk von L. Perret, *Catacombes de Rome. Architecture, peintures murales, inscriptions, figures et symboles etc. des cimétiers des premiers chrétiens etc.* sous la direction d'une commission composée de M. M. Ampère, Ingres, Mérimée, Vitet. Paris 1853, 5 Bde. Fol. Das Werk von G. M(archi), *Monumenti delle arti cristiane primitive nella metropoli del cristianesimo.* Roma 1844 ff. kenne ich nur in seinem architektonischen Theil; vergl. darüber die Beurtheilung im *Stuttgarter Kunstblatt*, Jahrgang 1848. S. 13 ff. — <sup>2</sup> Obschon das früheste Datum auf Inschriften, die in den Katakomben gefunden sind, erst aus dem Jahre 150 oder gar 237 nach Chr., das jüngste dagegen aus dem Consulat des Kaisers Justinus (568) stammt, ist es doch unbezweifelt, dass der Gebrauch der Katakomben als gemeinschaftliche Begräbnisstätten und die Verehrung der Märtyrergräber daselbst schon im zweiten Jahrhundert begonnen hatte, ohne aber den Zeitpunkt bestimmen zu können, wie lange deren Benützung währte; vergl. F. Bellermann, *Ueber die ältesten christlichen Begräbnisstätten.* S. 43 ff.; dazu Karl Schnaase, *Geschichte der bildenden Künste im Mittelalter.* I. (Düsseldorf 1844) S. 57.

meinüblichen Kleidung bestand. Auch hier tritt vorherrschend die Anwendung eines meist langen, gewöhnlich mit längeren Ärmeln und Doppelstreifen ausgestatteten weiten Untergewandes<sup>1</sup> und die des schon früh an Stelle der Toga erwählten, bei weitem leichteren griechischen Umwurfs auf. Höchstens dürfte dabei, im Verhältniss zu früher (S. 6), ein Wechsel in dem Gebrauche dieser Gewänder — ob aber auch wirklich oder nur in den Bildern? — dergestalt zur Geltung gekommen sein, dass sich jetzt vorzüglich die Männer beider Kleider, die Weiber dagegen vornämlich (mit Ausschluss des Mantels) nur einer Tunica oder, wie häufiger ersichtlich, mehrerer (farbiger) Untergewänder bedienten (*Fig. 26 a-c*; vergl. *Fig. 11 a. b*). Wie dem indess sei und

Fig. 26.



ob nun auch auf einigen Wandbildern als Bekleidung der Männer, entsprechend den Weibern, gleichfalls ausschliesslich das Untergewand erscheint, dürfte dennoch bei ersteren jene Anwendung von Hemd und Mantel immerhin vorgeherrscht haben: Eine Bekleidung, die sich dann höchst wahrscheinlich gerade auch deshalb in der bildenden Kunst für die Gewandbehandlung heiliger Personen gewissermassen prototypisch erhielt (vergl.

<sup>1</sup> Wenn bei einzelnen Abbildungen, wie bei *Fig. 26 a b*, der Gürtel nicht über den Parallelstreifen fortläuft und es somit erscheint, als seien hier zwei Gewänder — eine Untertunica und ein darüber gezogener, vorn offener Kaftan — verbildlicht, so beruht dies wesentlich entweder auf der Nachlässigkeit der ursprünglichen Zeichnung oder, was wohl wahrscheinlicher ist, auf dem Missverständnis des heutigen Copisten dieser allerdings zum grösseren Theil kaum mehr erkennbaren Darstellungen. Wie es sich damit in Wirklichkeit verhielt, erhellt unter anderen deutlich aus *Fig. 11 a. b*.

*Fig. 27 a-c).*<sup>1</sup> Die sonst noch von den Christen getragenen Gewänder waren nun ebenfalls, wie gesagt, völlig gleichmässig wie bei den heidnischen Römern, somit bei den Männern — wofür auch noch anderweitige Bildwerke sprechen (*Fig. 28*) —, theils die schon erwähnten fremdländischen Schultermäntel (*S. 14*), theils die

*Fig. 27.*



von den östlichen Völkern entlehnten Beinkleider (*S. 16*), und so bei Weibern, ausser der beiden Geschlechtern gemeinsamen *Paenula*,<sup>2</sup> die bei den römischen Frauen im Allgemeinen üblichen Kleidungsstücke (*S. 11*). Dabei hing selbstverständlich wieder auch hier die mehr oder minder kostbare Ausstattung des Aeusseren je von dem Besitz und Belieben der Einzelnen ab, also dass wohl auch innerhalb der Gemeinde die niederen Stände durchaus in der ihnen eigenen verhältnissmässig dürftigen Bekleidungsweise (*Fig. 29 a-d*), die Reicheren in der ihnen eigenen Gewandung erschienen. In der Verzierungform der reicheren Gewänder herrschten, der allgemeinen Mode gemäss, ausser den schon berührten Parallelstreifen und einer zuweilen ziemlich brillanten

<sup>1</sup> Vgl. auch u. a. L. Perret. *Catacombes*. I. Pl. XXIX; III. Pl. LVIII.  
— <sup>2</sup> Derselbe. I. Pl. XXXIV.

Färbung, kleine buntfarbige Kreisornamente vor<sup>1</sup> (Fig. 30 a-c; vergl. Fig. 11c). Ueberhaupt aber erhielt sich auch unter den Christen

Fig. 28.



und insbesondere unter den christlichen Weibern der Kleiderluxus in einer Weise lebendig, dass diese deswegen von strenger gesinnten Schriftstellern des zweiten und dritten Jahrhunderts, wie namentlich von *Clemens von Alexandrien* und *Tertulian*, die schonungslosesten Rügen erfahren mussten.<sup>2</sup> So unter anderem ruft jener<sup>3</sup> den Weibern zu: „dass sie, wofern ihr Körper verkauft werden sollte, nicht tausend attische Drachmen erlangen würden und daher, indem sie für ein einziges Kleid tausend Talente bezahlten, nun selbst beweisen, dass sie unnützer und wohlfeiler sind als die Kleider;“ und ferner, bezüglich ihres Aufwandes in Purpur,<sup>4</sup> „ich schäme mich die Vergeudung so vieler Schätze, um die Scham zu bedecken, mit anzusehen.“ —

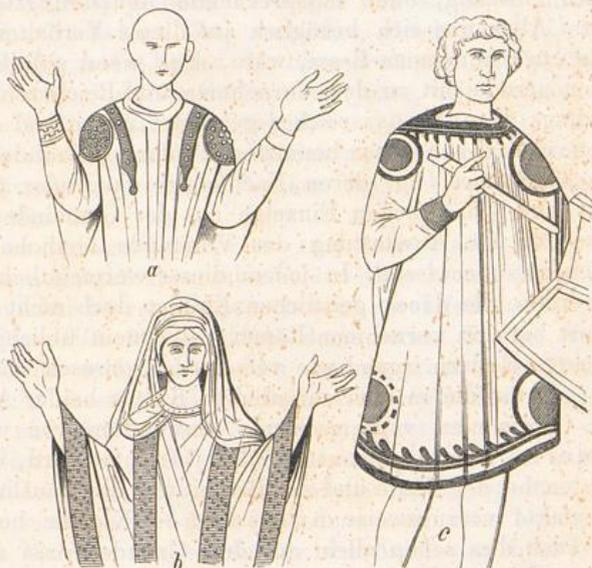
Fig. 29.



<sup>1</sup> Nach der Voraussetzung S. D'Agincourt's (Sculptur. Text zu Taf. IX. Fig. 7) wären die kreisförmigen Ornamente am untern Rande der Tunika in den ersten Jahrhunderten eine Auszeichnung der „Dapiferi“ und „Diakonissinnen“ gewesen. — <sup>2</sup> Vergl. dazu die Auszüge bei D. J. Schotel. *Bijdrage tot de Geschiedenis der kerkelijke en wereldlijke Kleding*. 'Sgravenhage. 1856. Hoofdstuk IV. S. 58. Mehreres auch schon bei A. Böttiger. *Sabina*. Leipz. 1806. — <sup>3</sup> *Clemens von Alexand.* Pädag. II. 10 p. 205 A. — <sup>4</sup> Vgl. A. Schmidt. *Die griech. Papyrusurkunden der k. Bibliothek zu Berlin*. Berl. 1842. S. 175 ff.

Eben so wenig wie sich die Christengemeinde in der Tracht nach Aussen hin kennzeichnete, scheint sie auch, mindestens während dieser Epoche, für den rein kultlichen Zweck eine etwa bestimmte, liturgische Kleidung in Anspruch genommen zu haben.<sup>1</sup>

Fig. 30.



<sup>1</sup> Aus der Reihe der über die Entwicklung der liturgischen Kleidung der Christen handelnden neuesten Werke sind hervorzuheben: Victor Gay. *Vêtements Sacerdotaux* (m. vielen Abbildgn.) in *Didron aine: Annales archéologiques* Paris 1844. I. S. 61 ff., II. S. 37, IV. S. 354, VI. S. 155, VII. S. 143, VIII. S. 64, XVII. S. 227, S. 348. J. Schotel. *Bydrage tot de Geschiedenis der kerkelijke en wereldlijke Kleeding*. 'Sgravenhage 1856. Hoofdstuk IV.: „De liturgische Kleederdragt der grieksche en romeinsche Kerk.“ F. Bock. *Gesch. der liturgischen Gewänder des Mittelalters oder Entstehung und Entwicklung der kirchlichen Ornate und Paramente in Rücksicht auf Stoff, Gewebe, Farbe, Zeichnung, Schnitt und rituelle Bedeutung*. Bonn 1859. I. S. 413 ff. Dr. Heffele. *Die Kirchenbekleidungen in den ersten drei Jahrhunderten* (in der Zeitschrift: „Kirchenschmuck.“ Ein Archiv für weibliche Handarbeit. XII. Heft. December 1858.) Andere, zum Theil reich illustrierte Prachtwerke s. im folgenden Kapitel bei Besprechung der Ausbildung des geistlichen Ornats. Dagegen sind auch schon hier von den umfassenderen christlich-archäologischen Schriften zu nennen: J. C. W. Augusti. *Denkwürdigkeiten aus der christlichen Archäologie*. Leipzig 1817—1831. 12 Bde.; Derselbe. *Handbuch der christlichen Archäologie*. Ein neu geordneter und vielfach berichtigter Auszug aus den *Denkwürdigkeiten der christl. Archäologie*. Leipzig 1836. 3 Bde. C. Schöne. *Geschichtsforschungen über die kirchlichen Gebräuche und Einrichtungen der Christen*. Berlin 1819—1822. 3 Bde. m. Kpfrn. A. J. Binterim. *Die vorzüglichsten Denkwürdigkeiten der christ-katholischen Kirche aus den*

Zwar war bereits bis zu Ende des zweiten Jahrhunderts auch selbst in dieser Gemeinde, in welcher anfänglich jedweder gleichberechtigt als Priester galt, eine Gliederung zu besonderen Rangstufen — als Bischof, Presbyter, Metropolit u. s. w. — und schon nicht selten mit herber Anmasslichkeit unerfreulich in den Vordergrund getreten,<sup>1</sup> doch blieb dies einstweilen nur auf das persönliche Ansehen, ohne entsprechende Aeusserungsform, beschränkt. Alles was sich bezüglich auf dieses Verhalten für die Kleidung etwa annehmen liesse, wäre, dass wenn zufällig solche Erwählten gerade mit zu den Vornehmen und Reicheren zählten, sie allerdings demgemäss reicher gekleidet waren und dass man wohl die so einmal von diesen benutzten (Profan-) Gewänder, gleichsam als sanctionirt, auf deren Nachfolger dauernder übertrug. Vielleicht auch, dass schon Einzelne aus der Gemeinde, derselben etwa für die Ausstattung des Vorstands ähnliche Kleider als Geschenk überwiesen. In jedem dieser vermeintlichen Fälle indess würden alle diese geistlichen Kleider doch nicht von den auch sonst bei den vornehmen Römern allgemein üblichen Mode- und Prachtgewändern irgend wie verschieden gewesen sein. — Ein Gleiches gilt für die in dem christlichen Kultus beider Ausübung gewisser Ceremonien vorherrschende Anwendung von weissen Gewändern. Und wenn ausdrücklich berichtet wird, dass sich die Christen bei der Taufe und zur Bekleidung der Täuflinge nach dem Taufakte vorzugsweise nur solcher Kleider bedienen,<sup>2</sup> kann ja auch dies schon allein aus dem Grunde, dass auch das heidnische Feierkleid von derselben Beschaffenheit war, ebenfalls nicht als eine etwa erst durch sie herbeigeführte, christliche Anordnung gelten. Was eine derartige, festere Regel betrifft, so wurde diese wohl überhaupt nur allmählig und höchst wahrscheinlich kaum eher ins Auge gefasst, bevor nicht das Christenthum eine völlig gesicherte, unangreifbare Stellung gewonnen hatte. Dies aber war erst mit *Theodosius dem Grossen*, seit 380, wirklich der Fall. Auch dürfte selbst hiernach die Bildung des Priesterornats wenigstens bis zu derjenigen Vollständigkeit, in welcher derselbe dann bis zur Reformation bei allen christlichen Priestern fortbestand, nicht vor dem Ende des sechsten

ersten, mittlern und letzten Zeiten. Mainz 1821—1825. 5 Bde. F. H. Rheinwald. Die kirchliche Archäologie. M. 2 lithogr. Tafeln. Berl. 1830. W. Siegel. Handbuch der christlich-kirchlichen Alterthümer. Leipzig 1835. Noch weitere, theils monographische Hilfsmittel s. im Verfolg.

<sup>1</sup> Vergl. J. C. W. Augusti. Handbuch der christl. Archäologie (Auszug) I. S. 177. — <sup>2</sup> H. Rheinwald. Die kirchliche Archäologie. S. 306 not. 2. J. C. W. Augusti. Handbuch der christl. Archäologie (Auszug) II. 415.

oder dem Anfang des siebenten Jahrhunderts zu Stande gekommen sein. —

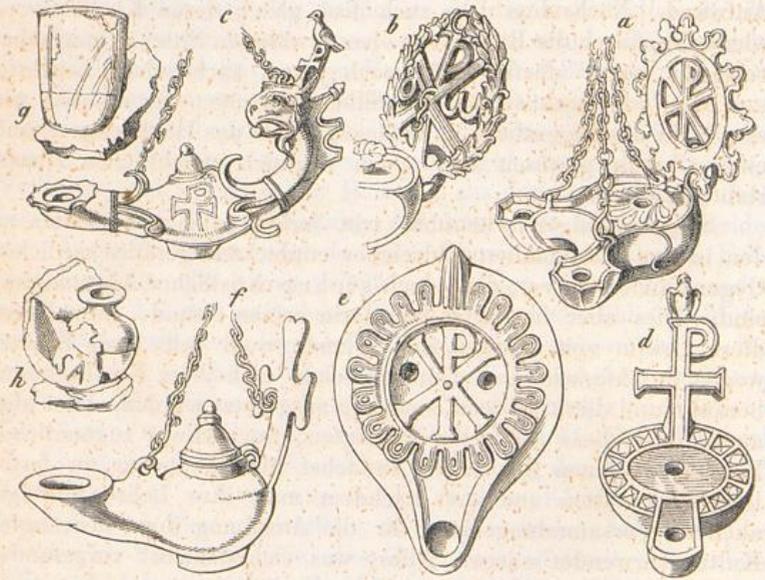
In durchaus gleichem Verhältniss wie die Tracht, blieb schliesslich auch das Geräth während dieser Epoche von jedem Einflusse des Christenthums unberührt. Auch hierbei befolgten die Christen mit wenigen Ausnahmen einiger Asketen, die ihres Reichthums entsagten, je nach Vermögen den allgemein herrschenden Aufwand. Nächst dem dass auch dies, gleich deren Kleiderluxus, wiederum durch die Rügen der oben erwähnten Sittenrichter näher bestätigt wird,<sup>1</sup> dürfte dafür noch jenes, auch schon berührte, kostbare Toilettenkästchen von Silber (*Fig. 20 c-d*), da dies wie es scheint das Eigenthum, ja vielleicht selbst das Hochzeitgeschenk einer Christin gewesen ist,<sup>2</sup> einen zugleich ersichtlichen Maassstab gewähren. —

Schon weniger erkennbar tritt indess solches Verhalten an den in den Katakomben zahlreicher entdeckten geräthschaftlichen Gegenständen hervor, die jedoch sicher christlicher Abstammung sind. Dies aber hat unfehlbar darin seinen Grund, einmal dass diese Grüfte seit ältester Zeit gerade wohl mit ihrer Schätze wegen durchforscht und demnach schon früh ihrer Kostbarkeiten beraubt und diese so der Zerstörung ausgesetzt wurden, dann aber auch, dass diese vielfach verzweigten, nur schwer zugänglichen Räume von jenen Bekennern zunächst überhaupt nur zu festen Begräbnissstätten und erst nachdem man ihre Lehre verfolgte auch zu Versammlungsorten für die Ausübung ihres bedrängten Kultus verwendet waren. Alles, was sich daselbst vorgefunden hat, deutet hauptsächlich nur dieses Verhältniss an, doch wie gesagt ohne dass es im Ganzen und Einzelnen eine von der allgemein üblichen Form abweichende, „christliche“ Formenbehandlung verräth. Das Einzige worin sich dabei der christliche Sinn bereits in formeller Hinsicht zu äussern beginnt, besteht in einer Verwendung des Monogramms Christi (*Fig. 25*) zu einem rein figürlichen Ornament, indem man dasselbe theils plastisch, theils nur als Zeichnung an den mannigfachsten Geräthen anbrachte. In solcher Gestalt erscheint das Zeichen vorwiegend bei den in Menge gefundenen Lampen<sup>3</sup> (*Fig. 31 a-f*) und Gläsern (*Fig.*

<sup>1</sup> Vergleiche unt. and. die auch darauf bezüglichen Stellen aus Tertullian und Clemens von Alexandrien bei A. Böttiger. *Sabina oder Morgenscenen im Putzzimmer einer reichen Römerin*. Leipzig 1806. — <sup>2</sup> S. indess F. Pieper. *Mythologie und Symbolik der christlichen Kunst*. II. S. 186—194. — <sup>3</sup> Vgl. zu den gegebenen Figur. die Abbildungen bei L. Perret. *Catacombes etc.* Fol. IV. Pl. II, V, IX, XIII, XV, XVI, XIX.

31 g-h), indem gewöhnlich die Gläser,<sup>1</sup> die höchst wahrscheinlich den Christen zur Ausübung ihrer „Agapen“ gedient,<sup>2</sup> noch ausserdem einen Schmuck entweder durch flache (am häufigsten in ihren Boden platt eingeschmolzene) schwarz konturirte Figuren von Gold und Silber oder eine jenen oben erwähnten „durchbrochenen“

Fig. 31.



Gläsern ähnliche Ausstattung haben (vergl. Fig. 20 a-b). — Was hier noch sonst an Geräthen entdeckt worden ist, beschränkt sich nächst einigen unmittelbar aus dem Fels der Grabkammern gemeisselten einfachen Sesseln<sup>3</sup> und vielen, auch frei gearbeiteten Steinsarkophagen,<sup>4</sup> auf mehr oder minder einfache theils bronzene, theils gelb oder roth gebrannte irdene Gefässe;<sup>5</sup> ferner auf mancherlei bronzenes Handwerksgeräth,<sup>6</sup> darunter man

<sup>1</sup> Hauptwerk darüber: P. Buonarrotti. Osservazioni sopra alcuni frammenti di vasi antichi di vetro, ornati di figure trovati ne' cimeteri di Roma. Firenze 1714; dazu F. Bellermann. Ueber die ältesten christlichen Begräbnisstätten S. 54 ff. u. die Abbildungen bei L. Perret a. a. O. Vol. IV. Pl. XII, XVI, XVIII, XXI bis XXIV, XXX bis XXXIII. — <sup>2</sup> Ueber die Agapen s. besonders H. Rheinwald. Die kirchliche Archäologie. S. 31 ff. J. C. W. Augusti. Handbuch d. christl. Archäologie (Auszug) I. S. 43 ff. u. m. O. — <sup>3</sup> L. Perret. Catacombes. Vol. II. Pl. XIV ff. — <sup>4</sup> Bes. P. Aringhi. Roma subterranea, und daraus mehreres bei S. D'Agincourt. Sculptur. Taf. IV ff. — <sup>5</sup> L. Perret. Catacombes. Vol. IV. Pl. VI, X, XI. — <sup>6</sup> Derselbe a. a. O. Pl. XIV.

Einzelnes wie z. B. Gehänge mit kleinen Kugeln und vorzugsweise Stangen mit vogelkrallenartig gestaltetem Ende für eigene Marterinstrumente erklärte; endlich auf eine Anzahl von Schmuckartikeln; auf ziemlich roh gestaltetes Kinderspielzeug, in kleinen beweglichen Elfenbeinpuppen bestehend,<sup>1</sup> und andere, kaum mehr zu bestimmende Fragmente. — Doch dürfte zugleich von allen diesen Geräthen, ungeachtet ihres formalen Gepräges, der weit überwiegende Theil auch schon aus weit jüngerer, als der hier beredten Epoche, vermuthlich am frühesten aus dem Zeitraum vom Ende des vierten Jahrhunderts bis zum Verfall des weströmischen Reiches, der um 476 erfolgte, vielleicht zum Theil aus noch späterem Verlaufe herrühren. Festere Daten sind dafür nicht zu ermitteln; denn ob auch, wie dies vorbemerkt ward, seit der Verlegung der Residenz nach Byzanz, sich hier der Orientalismus durchaus erhob und sich nun von dorther auch nach dem Westen erstreckte, dauerte gleichwohl in Hinsicht der Formenbehandlung jene allerdings schon asiatisirte spätrömische Tradition und zwar zunächst auf ihrem ursprünglichen Boden, in Italien, mindestens bis zum siebenten Jahrhundert fort.

<sup>1</sup> L. Perret. Catacombes. Vol. IV. Pl. VIII.